



Geest - Verlag

Ich danke all meinen Enkeln,
die mich immer zum Schreiben dieses Buches angehalten haben.

Ich danke meinen Töchtern Ljudmila und Frieda
für ihre Ermutigung und Unterstützung
an den trüben Tagen meiner Zweifel.

Besonderer Dank gilt meinem Sohn Rudolf
für dessen tägliche Hilfe bei Computerproblemen
und Unterstützung bei meinen Stimmungstiefen,
dass er mir aus mancher Sackgasse herausgeholfen hat,
wenn ich mich festgefahren hatte.

Meinem wolgadeutschen Volke
gewidmet

Ida Bender

„Schön ist die Jugend ...
bei frohen Zeiten“

Biografischer Roman

Ausschnitten,
ausgewählt für
www.wolgadeutsche.ru

Bender, Ida:
**„Schön ist die Jugend ...
bei frohen Zeiten“**

Biografischer Roman

© 2009 Geest, Vechta

Verlag: Geest-Verlag, Lange Straße 41 a,
49377 Vechta-Langförden

Druck: Geest-Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Ulinnes Cover-Design, Ulrike Linnenbrink

ISBN 978-3-86685-195-5

Printed in Germany

www.Geest-Verlag.de

Tel.: 04447/856580

Email: Geest-Verlag@t-online.de

Vorwort

Je weiter wir uns von unserer Geschichte in Russland, von der Zeit der zerschmetternden sozialen, politischen, Zivilisationskataklismen entfernen – dem Ersten Weltkrieg, der Oktoberrevolution, dem Bürgerkrieg, den Repressalien der 1930er Jahre, der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges und der schweren Nachkriegszeit – desto mehr erscheint selbst das Überleben des Landes, seiner Völker und sogar eines einzelnen ehrlichen Menschen unter jenen Bedingungen als Heldentat.

Als eine noch größere Heldentat erscheint der Lebensweg unseres russlanddeutschen Volkes in jenen Jahren. Weil zu den Tragödien, die allen im Lande zuteil waren, noch die Tragödie ungerechter Beschuldigungen kam, die Tragödie der Deportation, der Zerstörung unserer autonomen Republik und dadurch die Aufhebung aller notwendigen Bedingungen zum Erhalt der Kultur, der Muttersprache, zum physischen Überleben des Volkes überhaupt. Mehr noch: alle Russlanddeutschen, ab 15 bis 55 Jahre, wurden in die Trudarmee, die Zwangsarbeitslager gesteckt, wo Tausende und Abertausende durch schwere Arbeit, Hunger und sibirische Fröste für immer blieben.

Und nach dem Krieg wurde für sie noch die Sonderkommandantur eingeführt, wodurch die Zerstreuung des Volkes, Zerstörung der Familien strafzugemessen gesichert wurde. Jahrzehnte wurden sie, ihrer deutschen Volkszugehörigkeit wegen, diskriminiert, so dass ein ganzes Volk bis auf den heutigen Tag keine einzige nationale Schule hat, keine einzige nationale Kulturstätte, kein einziges nationales Verwaltungsorgan, nicht mal einen Vertreter in den Regierungsorganen. Diese Diskriminierung ermöglichte den Russlanddeutschen auch nicht, im Berufsleben entsprechend ihrer Talente und Arbeitsleistungen vorzurücken, und warf unser Volk, vor dem Krieg seinem Bildungsgrad nach an einer der ersten Stellen im Lande, faktisch auf die letzte Stelle zurück.

All das hat unser Volk durchgemacht.

Ehrlich über so einen Weg zu schreiben, fordert viel Mut. Da ich die Autorin als Person kenne, der das Schicksal ihres Volkes sehr zu Herzen geht, kann ich mir gut vorstellen, was es sie gekostet hat, dieses Buch, mit Schmerz und Leid überfüllt, zu schreiben.

Ich verneige mich vor der Autorin und danke ihr auch dafür, dass einer der besten Vertreter unseres Volkes – der wahre Volkslehrer und Volksschriftsteller der Russlanddeutschen, Dominik Hollmann–, in diesem Buch so lebendig, so unzertrennlich vom Schicksal seines Volkes gezeigt wird.

Darüber, wie alles war, wie die Heldentat des Überlebens unserem Volke gelungen ist und wie die Russlanddeutschen, in beliebigen Lebensbedingungen, selbstlos alles Mögliche für den Erhalt ihres Volkes geleistet haben, kann der Leser in diesem Buch lesen. Im Buch, das zu schreiben allein schon eine Heldentat ist.

Hugo Wormsbecher
Moskau, den 13. April 2010

Man kann seiner Vergangenheit nicht entfliehen – Ein Wort zum Leser

Viele Jahre habe ich die Idee in mir getragen, solch ein Buch zu schreiben. Viele Jahre habe ich daran gearbeitet. Endlich habe ich es geschafft.

Viele Schwierigkeiten habe ich erlebt, auch viel negatives Verhalten mir gegenüber. Aber immer schickte mir Gott Auswege, gute Menschen – Deutsche, Russen, Juden, Kasachen, die mir mit Rat und Tat geholfen haben. Ich habe gelernt, dass nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Volksgruppe, Nationalität, sondern die Einstellung eines jeden Menschen, sein Verhalten zu den Mitmenschen entscheidend ist.

Ich habe bei der Arbeit an diesem Buch jene schweren Ereignisse meines Lebens immer wieder erlebt, bin davon nachts mit einem Schrei aus dem Schlaf gefahren, oder am Tag haben sich beim Schreiben meine Augen mit Tränen gefüllt, und ich musste Pausen einlegen, manchmal für einige Tage. Dann ging ich aus dem Haus, gleichsam weg von den Erinnerungen, fort, weg in eine andere Umgebung. Oft in Blumengeschäfte, um beim Bewundern der Blumen meine Seelenruhe wieder zu erlangen.

Vor über 200 Jahren waren unsere Vorfahren, dem Ruf der Zarin Katharina der Zweiten folgend, nach Russland gekommen. Nicht auf Abenteuerausuche, die Not hatte sie getrieben. Wie viel Not, Elend hatte unser Volk zu ertragen in all der Zeit ihrer Siedlung an der Wolga! Mit wie viel Schweiß und Blut ihrer schwielen Hände haben sie das Steppenland getränkt, haben es bearbeitet, gepflegt, verschönert, fruchtbar, nutzbringend gemacht und die unbearbeiteten Ländereien zu einer ‚Perle an der Wolga‘ (so hatte Stalin die Wolga-deutsche Republik kurz vor dem Krieg genannt), verwandelt – nicht nur zum eigenen, sondern auch zum Wohle des ganzen Russlands.

Als ich über das Schicksal meiner Vorfahren, meiner Großeltern, Eltern und schließlich mein eigenes, meiner Generation nachdachte, sah ich, dass es alles andere als schön war. Doch wir haben nicht

aufgegeben, fleißig die Hände gerührt, gearbeitet und unsere Kultur gepflegt. Auch in Zeiten totalen Verbots ...

Von klein auf hörte ich viele deutsche Volkslieder und immer wieder dieses Lied ‚Schön ist die Jugend‘, das sehr beliebt war bei unserem Volk. Später, in der Trudarmee-Baracke im hohen Norden in dem sibirischen Taiga-Urwald, fernab von jeglicher Zivilisation, stillten wir hungrigen und erniedrigten russlanddeutschen Mädchen unsere Trauer und Sehnsucht nach den teuren Lieben und nach unserer Kultur dadurch, dass wir unsere deutschen Volkslieder sangen, und unbedingt jedes Mal das Lied ‚Schön ist die Jugend‘. Damit schöpften wir Mut zum Weiterleben, Nichtverzagen, schöpften Hoffnung auf bessere Zeiten.

Auch viele Jahre später in den 80er-Jahren in unserem ‚Neues-Leben‘-Leserklub haben wir bejahrte Russland-Deutschen unsere deutschen Volkslieder gesungen und immer wieder dieses Lied: ‚Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten ...‘

Möge es in Zukunft immer frohe Zeiten geben ohne Kriege und Missverständnisse zwischen Völkern, Nationen und Staaten, damit die Jugend, und nicht nur die Jugend, jegliche Generation jedes Landes, jedes Volkes frohe Zeiten leben kann.

Bei der Arbeit an diesem Buch habe ich ausgewertet:

1. Einige Angaben aus dem Buch „David Schmidt. Studien über die Geschichte der Wolgadeutschen. Erster Teil. Seit der Einwanderung bis zum Imperialistischen Weltkriege.“ Herausgegeben vom Zentral-Völkerverlag der Union der Soz. Räte-Republik. Abteilung in Pokrowsk, ASSR der Wolgadeutschen. Pokrowsk. 1930. Charkow.

2. Das Buch von Dr. Igor Pleve „Deutsche Kolonien an der Wolga in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, Verlag Gotika, 1998.

3. Vieles aus den Erzählungen meiner Großmutter Susanna Hollmann und meiner Eltern Emilia (Appelhans) und Dominik Hollmann.

4. Und noch mehr meine eigene Erlebnisse, Gefühle, Gedanken.

Ida Bender (geb. Hollmann)

4. Dezember 2008, Hamburg

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten“

Schon am frühen Morgen strahlte die Augustsonne vom wolkenlosen Himmel über der Steppe, einer Ebene in Grün und Grau. In weiter Ferne zog sich eine niedrige Gebirgskette, die eigentlich eine Reihe Hügel war. Einer höher, ein anderer niedriger, teils bewaldet reihten sie sich dicht aneinander, bildeten gleichsam einen Rahmen der großen Ebene.

Ein Trupp Menschen mit 23 zweigespannigen Pferdewagen zog steppein in südwestlicher Richtung von dem großen Strom. Der Privatunternehmer de Boffe brachte die von ihm in Deutschland angeworbenen Deutschen als Siedler in die Region der unteren Wolga. Er und der Landmesser ritten der Wagenkolonne voran. Den Reitern folgten die Neusiedler.

Als Erster kam der Wagen des Adam Rothammel (40) mit seiner Familie. Ihm folgte der Wagen von Johann Heinrich Kress (40) mit seiner Frau Anna Katharina Appelhans (45) und seinen drei Kindern. Auch der Stiefsohn Nikolaus Appelhans und dessen zwei Geschwister, Johann Peter und Elisabeth Appelhans, gehörten nun zu der Familie des Johann Heinrich Kress, seit ihre Mutter sich vor Antritt der großen Reise mit Johann Kress verheiratet hatte.

Danach fuhr der Wagen von Heinrich Frank (24) mit Frau und Kind, die elternlosen Kinder Valentin Degenhardt (18) und seine zwei minderjährigen Geschwister, die zu Heinrich Franks Familie zählten. Christian Fuhr (24) samt Frau Katharina, Sebastian Lechmann (45) mit Frau und Kind, Philipp Distel (30) mit Frau, Tochter und Stieftochter, die ledigen Brüder Heinrich (20) und Philipp (17) Haag und weitere 17 Familien.

Sicheren Schritts ging Nikolaus Appelhans, gerade erst 21 geworden, neben dem Wagen her, atmete in tiefen Zügen die würzige Steppenluft ein. Vertraute Düfte von Thymian, Salbei und Wermut erinnerten ihn an das Dorf Bechtheim südöstlich von Mainz, wo er

geboren und aufgewachsen, wo sein Vater im Siebenjährigen Krieg ums Leben gekommen war. Wo er, Nikolaus, noch nicht erwachsen, zusammen mit seiner Mutter das vom Fürsten gepachtete Land bearbeitete, doch die Ernten so gering waren, dass sie dem Fürsten den Pachtlohn schon einige Jahre lang nicht mehr bezahlen konnten. So ging es vielen ihrer Nachbarn. Wie eine Rettung in der Not waren die Werbeagenten Katharinas der Zweiten, der Zarin Russlands, mit vielen verlockenden Versprechungen gekommen: 30 Desjatin¹ Land je Familie! Kein Militärdienst! Und eigene Verwaltung der Siedlungen, Pflege des christlichen Glaubens, der eigenen Muttersprache und Kultur, der Sitten und Bräuche. Das ließ bei den bedachtsamen deutschen Bauern keine Zweifel aufkommen und viele beschlossen, nach Russland auszuwandern.

Die Sonne lachte vom blauen Himmel, der hier unendlich hoch und wolkenlos war. Ein leichter Luftzug bewegte die hohen Gräser der unberührten Steppe. So weit das Auge reichte, unbewohntes Land, das keinen Pflug kannte. Freude erfüllte Nikolaus' Gemüt, alle seine Gefühle. Hier Felder bestellen, Gärten pflanzen! Schon sah er vor seinem geistigen Auge wogende Weizenfelder, endlose sich bis zum Horizont ausdehnende Sonnenblumenfelder, die ihm mit ihren goldenen Köpfen zunickten. Wie schön! Er war stark, jung und voller Tatendrang. Seine Augen schweiften in die Ferne: Hier wird er sein Haus bauen, Felder bestellen und die Früchte seiner Arbeit, seiner Mühen ernten zum Wohl seiner Familie. Ein besseres Leben für sich und seine Nachkommen schaffen. Schön war das Gefühl, jung, kräftig, voller Energie voller Eifer und Hoffnung zu sein. Schön ist die Jugend...

Das Gelände hatte sich etwas verändert, die Menschen waren der Hügelkette näher gekommen. Ab und zu lag ein kleiner See zwischen zwei Hügeln oder ein Flösschen verlor sich in einer Senke.

An diesem 21. August 1767 waren alle gespannt, endlich den Ort zu erreichen, an dem ihnen das Land als Gemeindegut auf ewige

¹ Desjatin – russ. (1 Desjatin = 1,093 Hektar)

Zeiten zugeteilt werden sollte. Das Land, das sie nun pflügen würden, wo sie ihr Haus, ihre Heimat bauen würden.

Auf der Höhe eines Hügels angekommen, zeigte de Boffe der ihm folgenden Gruppe Neusiedler den in den Boden gerammten Pfahl: „Hier am Hang baut euch eure Siedlung.“

Am Fuße des Hügels schlängelte sich ein Bach. Ein Mann könnte mit Anlauf darüberspringen! Tief konnte er nicht sein, an manchen Stellen wohl nicht einmal knietief. Den Bach entlang wuchsen Sträucher, einzelne Weiden, Lärchen, Ahornbäume. Auf der gegenüberliegenden Seite des Bachs ging es wieder bergan zur nächsten Hügelkuppe.

„Und das Bächlein soll ein ganzes Dorf mit Wasser versorgen? O-Gott-o-Gott!“, sagte einer der Ankömmlinge. Enttäuschung klang in diesen Worten.

Adam Rothammel, der bedachtsame Vierziger, den seine Reisegefährten bei ihrer Ankunft in der Wolgastadt Saratow zum Vorsteher ihrer Gemeinde gewählt hatten, sah seine Reisegefährten jetzt nacheinander an. Nach der strapaziösen fast ein Jahr dauernden Reise von Lübeck bis zur Wolgastadt Saratow waren sie alle müde. Nun am Reiseziel angekommen, dürfen sie nicht völlig enttäuscht werden. Zwar gab es die ihnen versprochenen Wohnhäuser nicht, aber es gab ja auch kein Zurück. Folglich musste er seiner Gemeinde Mut zusprechen. Er machte einen Schritt vor die Gruppe, um den Leuten ins Gesicht sehen zu können, fast zertrat er mit dem Fuß ein unscheinbares Kraut. Welch herber Duft!. „Oh, Thymian, du liebes Kraut – du bist mir hier ein so vertrauter Gruß aus der nun fernen Heimat!“ Sprach's wie zu sich selber, nahm das Kraut in die Hand und sagte zu seiner Gemeinde gewandt: „Zwar gibt es hier keine Blumenau, die Steppe ist nicht üppig grün, mehr grau von Wermutstauden, doch seht mal welche Weiten!“ Er zeigte mit seiner Rechten, in der er immer noch die Thymianstaude hielt. „Awer, kuckt mol, Leit, wie viel Land uf unser Händ warte tut!“

In der Stadt Saratow hatte jede Familie von der Tutelkanzlei, der für die Zuwanderer zuständigen russischen Behörde, zwei Pferde,

eine Kuh und 25 Rubel bekommen. Für das Geld konnten sie die Wagen und einige Geräte kaufen. Jetzt aber standen sie vor dem schwierigen Problem, Unterkunft für Menschen und Tiere zu schaffen.

Den Bach entlang bauten sie Erdhütten, fertigten Lehmziegel und mähten Gras, um Heu für den Winter zu haben. Sie nannten ihr Dorf Rothammel nach dem Namen ihres ersten Gemeindevorstehers. Später, 1768, kam die Tutelkanzlei der Zarenregierung mit der russischen Benennung der deutschen Siedlung „Pamjatnaja“, was auf Deutsch „Denkwürdige“ bedeutet.

...

Neunzig Jahre später, 1857, wurde meine Großmutter mütterlicherseits, Elisabeth Frank, geboren. Sie hatte drei Brüder: Andreas, Leo und Josef, keine Schwestern. Ihre Eltern besaßen zu dieser Zeit schon eine relativ große Bauernwirtschaft. Da bei den damals in Russland üblichen Wirtschaftsregeln das Gemeindeland nur den männlichen Personen (Seelen) der Familie zugeteilt wurde, so besaßen die Eltern meiner Großmutter vier ‚Dusch¹‘ Land. Sie hatten vier Zugochsen, vier Pferde, drei Kühe, viele Schafe, einige Schweine unterschiedlichen Alters, viele Gänse und Hühner.

Schon mit sechs bis sieben Jahren mussten die Jungen den Eltern bei der Arbeit helfen, die Mädchen mussten ihre jüngeren Geschwister betreuen. Doch mit 13 war auch Elisabeth schon bei den Feldarbeiten der Erwachsenen dabei. Früher war sie die Kindsmagd und half der Mutter im Haus. Ihre Familie war in der Dorfgemeinde für ihren Fleiß geachtet. Ging es im Frühjahr aufs Feld zum Pflügen und Säen, da waren die noch nicht erwachsenen drei Brüder, aber auch die Tochter Elisabeth dabei und halfen dem Vater. Nur die Mutter

¹ Dusch (Duscha) – russ. Seele

blieb im Dorf, um die Kühe, Schweine, Hühner und Gänse zu versorgen, das Essen zu kochen und aufs Feld zu bringen.

Nachdem Weizen, Roggen, Mais, Sonnenblumen gesät, Rüben und Kartoffeln gepflanzt waren, kam das Kohlpflanzen an die Reihe. Die Setzlinge waren im Hausgarten vorgezogen worden, hatten nun sechs gesunde Blättchen und wurden am Hang näher zum Bach ausgesetzt. Gewöhnlich setzten mehrere benachbarte Frauen gleichzeitig ihre Kohlsetzlinge aus. Dabei sprach jede ihren Zauberspruch oder ihr Gebet. Bei jedem Pflänzchen, das in die gegrabene und mit Wasser aus dem Bach gut bewässerte Vertiefung gesetzt wurde, sagte man: „Wachse in Gottes Namen.“ Doch manche korpolente Frau mit Humor sprach: „Blätter wie meine Schürze, Kohlköpfe wie mein Arsch.“

Den Hausgarten mit Zwiebeln, Knoblauch, Gurken, Möhren zu bestellen war gleichfalls Arbeit der Frauen. Direkt hinter dem Hof wuchsen die Obstbäume – Äpfel-, Birnen-, Kirsch- und Pflaumbäume, die Johannisbeer- und Himbeersträucher, die vom Vater gepflegt wurden.

Kaum war die Saat bestellt, war die Zeit der Heumahd schon herangerückt. Wieder stand Elisabeth mit Rechen neben den Brüdern. Der Vater und die ältesten Brüder mähten das Gras mit Sensen, Elisabeth und ihr jüngster Bruder wendeten das am Vortag Gemähte.

In den drei Generationen, die die Deutschen mittlerweile im Wolgagebiet lebten, hatten sie gelernt, sich dem Klima anzupassen, jede Stunde günstiges Wetter für die bevorstehende Feldarbeit zu nutzen. Ob Werktag oder Sonntag, eiligst, solange das Wetter günstig war, wurde gesät oder Gras gemäht. Nur manchmal spannte der Vater an einem Samstagabend nach der Arbeit die Pferde an den Leiterwagen und alle fuhren ins Dorf, wuschen sich, um am nächsten Morgen in Sonntagskleidern zum Gottesdienst in die Kirche zu gehen. Nach dem Gottesdienst und dem Mittagessen ging es sofort wieder aufs Feld, zur Arbeit.

Kaum war das Heu geschafft, geschobert, reifte die Getreideernte heran. Verwandte halfen einander bei der Ernte. Manchmal gelang es noch, eiligst das trockene Heu von der Wiese heim in die Scheune auf den Heuboden zu bringen. Im Winter gab es oft starke Schneestürme und nicht selten verirrten sich Bauern samt Pferd und Schlitten, die nach Heu in die Steppe gefahren waren. Deshalb war man bestrebt, alles Heu im Sommer unter Dach im Hof zu bringen. Im Juli herrschte starke Hitze bis 39, sogar 45 Grad.

Das Getreide wurde mit speziell gearbeiteten Sensen gemäht, die man Reff nannte. Ich habe selber solche noch gesehen, obwohl es später schon Mähmaschinen gab. Die Vorrichtung sollte wohl mehr Getreidehalme zusammenraffen zu einer Garbe. Die Russen schnitten damals ihr Getreide noch mit Sichel. Die Frauen folgten den Mähern und banden das Getreide zu Garben. Sie mussten flink sein, um den Mähern nachzukommen. Meine Mutter erzählte oft davon, wie sie und ihre Schwester auf den Feldern des Vaters bei der Getreideernte Garben binden mussten, bei außergewöhnlicher Hitze. Am Abend wurden die Garben zu Hocken, etwa 6-8 Garben wie eine Hütte, die Ähren nach oben, zusammengestellt. War das Getreide abgemäht, wurde es zur Tenne gefahren und das Dreschen begann.

In den ersten Jahren an der Wolga gebrauchten unsere Ahnen zum Dreschen noch die Dreschflegel. Doch bald hatte ein findiger Neusiedler in der Nähe der deutschen Siedlung Dobrinka einen Berg mit besonders festem Fels entdeckt. Hier wurden Steine gebrochen, die zu Dreschwalzen (Ausreitesteinen) bearbeitet wurden. Die Getreidegarben wurden auf der Tenne im Kreis ausgelegt, das Pferd mit der angespannten Dreschwalze im Kreis herumgeführt, die Walze drückte die Körner aus den Ähren. Das war weniger kraftaufwendig als mit dem Dreschflegel das Korn aus den Ähren zu schlagen.

Diese Dreschwalzen wurden in viele Gebiete Russlands verkauft, der deutsche Neusiedler hatte einen guten Verdienst mit seiner Erfindung. Solche Dreschwalzen habe ich in meiner Kindheit (1926-28) im Dorf Marienfeld in vielen Bauernhöfen liegen sehen. Später, ab 1930 waren schon Dreschmaschinen, die von Traktoren in Gang

gesetzt wurden, im Einsatz. Noch später, etwa ab 1939, waren auf den Kolchosfeldern die Vollerntemaschinen, die das Getreide mähten und sofort droschen, im Einsatz.

Zurück zu den ersten Siedlungsjahren der Deutschen an der Wolga. Auch zum Dreschen wurden die Frauen eingesetzt. Die Kohlpflanzen mussten im Sommer oft begossen werden, auch das war Aufgabe der Frauen. Wie viel tausend Eimer Wasser die fleißige Elisabeth vom Bach den Hang hinaufgetragen hat, ist wohl nicht zu zählen. Und dazu das Haus in Ordnung halten, kochen und Brot backen.

...

Laut Manifest der Zarin Katharina II. war jeder Familie deutscher Einwanderer 30 Desjatin¹ Land versprochen. Es war geplant, dieses Land jeweils als Einzelgehöft zu besiedeln, zudem war vorgeschrieben, wie jeder Kolonist dieses Land zu verwenden hatte, das heißt wie viel zu Ackerland, wie viel als Weide und so weiter er zu bewirtschaften hatte. Doch unsere Voreltern wollten nicht in Einzelgehöften leben, sondern als Gemeinde einer Siedlung. Bei der Anwerbung zur Übersiedlung nach Russland hatten sich meist mehrere verwandte oder bekannte Familien aus demselben Ort zusammengeschart und jetzt wollten sie in der Fremde, wo alles ungewohnt war, zusammenbleiben, sich einander unterstützen. Deshalb baten sie, das Land für die gesamte Gemeinde zusammen zuzumessen.

Den Direktoren und Vertretern der Tutelkanzlei war das recht, denn in Russland siedelten die Bauern auch nicht in Einzelgehöften, sondern in Dorfgemeinden, die zu einem Großgut eines Gutsbesitzers gehörten. Jede Gemeinde der deutschen Kolonisten bekam somit das Land entsprechend der Anzahl der Familien des Dorfes

¹ Desjatin – russ. (1 Desjatin = 1,093 Hektar)

zugemessen und noch hinzu Reserveland für den Familienzuwachs, die Vergrößerung der Dorfgemeinde.

Die ersten zehn Jahre waren für unsere Vorfahren in der Fremde schwer und die Familien hielten zusammen, teilten sich nicht. Die Eltern und zwei oder drei verheiratete Söhne lebten zusammen in einer Familie. Mit so einer Arbeitsgruppe war es leichter, das Land zu bearbeiten. Schließlich mussten die Familien der verheirateten Söhne doch zu selbständigen Wirtschaften abgeteilt werden. Dabei war es Gesetz, dass nur der jüngste Sohn das Gehöft und das Land des Vaters erbte, die anderen Söhne bekamen Land aus der Reserve zugeteilt.

Bald war das Reserveland der Dorfgemeinde vergeben, es entstand Mangel an Land für die neuen Wirtschaften. Aber die Kolonisten durften ohne Erlaubnis der Tutelkanzlei nicht aus ihren Kolonien herausgehen, sonst würden sie die Privilegien eines Kolonisten einbüßen. Deshalb schickten sie 1801 eine Delegation zum Zaren Alexander I. mit einer Bittschrift, in der sie um Erlaubnis baten, neue Kolonien im Wolgagebiet zu gründen.

Am 4. September 1802 erschien der Erlass des Zaren ‚Befriedigung der Kolonisten des Gouvernements Saratow mit Ländereien‘. Danach entstanden hier in den folgenden Jahren viele Tochterkolonien.

Der Zar Nikolaus I. (1825-55) bestätigte die im Katharinischen Dekret bewilligten Vorrechte der deutschen Kolonisten. Sie brauchten weiterhin keinen Soldatendienst im russischen Reich leisten. Das war wichtig für die Kolonisten. Ihre Burschen wuchsen heran und waren tüchtige Helfer in den Bauernwirtschaften, wo jede Hand notwendig war. Von sechs Jahren an als Helfer an die Bauernarbeit gewöhnt, waren die Jungen mit 16 Jahren gute Arbeiter.

1828 siedelte ein Bauer mit Namen Brunner aus der Kolonie Galka auf das Land am linken Ufer des Flüsschens Mokraja Olchowka um, pflügte Neuland und säte Weizen. Es war einige Jahre ein Einzelge-

höft und bekannt als Spatzen-Chutor. (Der Bauer hatte den Spitznamen Spatz. Chutor ist ein russisches Wort für Einzelgehöft).

In den folgenden Jahren siedelten Vertreter aus den Mutterkolonien Volmer, Kamenka, Husaren, Pfeifer, Leichtling, Göbel, Köhler, Schuck, Degott nach und nach hierher. Sie bekamen nun nur 14,5 Desjatin Land je Familie. Sie bauten ihr Dorf an der Biege des Flüsschens Mokraja Olchowka, das in die Ilowla, den Nebenfluss des Don mündet.

An der Biege südlich und südöstlich vom Dorf in Richtung Mündung war das Flüsschen ziemlich tief und fischreich. Doch weiter vom Dorf entfernt in Richtung Anfang war es flach, sodass man es stellenweise durchwaten konnte, und es war reichlich mit Schilf bewachsen. Das Schilf, überlegten die Neusiedler, könnten sie gut zum Decken der Dächer gebrauchen.

1852 wurde dieses Dorf mit 105 Familien, die 55 Haushalte führten, von der Verwaltung Saratow mit dem Namen Marienfeld benannt. Die Gemeinde besaß 1852 insgesamt 4339 Desjatin Land.

Wann genau die Familie des Has-Seppel von Volmer nach Marienfeld übersiedelte, ist nicht festzustellen. Ein Dokument (Volgograd Oblast archiv, Fond 299, Opis 1, Delo 375), das Mister Ed Gerk, Kanada, mir liebenswürdig zur Verfügung gestellt hat, enthält die Liste der Bauern von Marienfeld bei der 10. Volkszählung vom 15. Februar 1858. Unter der Nummer 63 steht Josef Hollmann – 21 Jahre, sein Bruder Michael, 17 Jahre und sein Bruder Adrian, 14 Jahre. Hieraus erfahren wir auch, dass diese bei der vorhergehenden, der 9. Volkszählung im Jahre 1850 unter der Nummer 41 noch in Volmer verzeichnet waren. In diesem Dokument sind zwei Familien mit dem Nachnamen Hollmann enthalten. Welche war denn der Urahn meines Vaters? Der Peter Hollmann oder die elternlosen drei Brüder Josef, Michael und Adrian?

Ich weiß, dass es bei unseren Vorfahren Brauch war, den Erstgeborenen den Namen des Vaters bzw. Großvaters zu geben. Daraus kann ich schlussfolgern, dass die Gebrüder Josef, Michael, Adrian

die Gesuchten sind. Denn in meiner Kindheit gab es keinen Peter unter Vaters Verwandten, aber Vaters Cousins, Josef, Michael und Adrian, kannte ich persönlich.

Wann und unter welchen Umständen die drei Brüder ohne Eltern geblieben sind, habe ich bisher nicht erfahren können. Es gab in jenen Jahren oft unfruchtbare Jahre, Hungersnot, auch Krankheiten, die viele Neusiedler hinwegrafften.

Joseph Hollmanns Vorfahren: Michael (47) Hollmann, ein Ackerbauer aus Heilbronn, war 1766 zusammen mit seiner Ehefrau Katharina (30) und dem anderthalbjährigen Söhnchen Johannes nach Russland gekommen, wo er mit vielen anderen Kolonisten die Siedlung Volmar im Wolgagebiet gegründet hat, wozu er von der Tutelkanzlei in Saratow 150 Rubel Unterstützung für den Anfang bekommen hatte.

Gewöhnlich übersiedelten die Bauern im frühen Frühjahr noch vor der Ackerbestellung. Die Neusiedler bauten sich vorläufig leichte Hütten oder Erdhütten. Sofort nach der Frühjahrssaat fertigten sie Lehmsteine für den Bau von Wohnhäusern. Auch mussten Ställe für das Vieh errichtet werden. Nicht alle brachten es fertig, in einem Sommer ein Wohnhaus und einen Stall zu bauen, viele mussten in den Erdhütten überwintern.

Die Männer beschafften Reisig, flochten daraus Zäune, aus denen sie die Wände für den Stall zusammenfügten. Die Frauen schnitten Schilf und banden daraus Garben, die sie mit der Ochsenfuhre vom Bach zur Baustelle brachten. Dann musste Lehm zur Beschichtung der Zaunwände des Stalls bereitet werden. Die Männer brachten einige Fuhren Lehm zur Baustelle.

Eine Wagenladung Lehm wurde direkt auf die Erde neben der Baustelle platziert. Dazu wurden Pferdemit, zerkleinertes Stroh und mehrere Eimer Wasser hinzugegeben. Zwei, drei oder vier Frauen, den unteren Saum der Röcke unter den Gürtel hochgesteckt, damit ihre Beine bis zu den Knien entblößt waren, gingen barfuss, eine hinter der anderen, auf diesem Lehmkuchen, eine bis zwei Stunden im Kreis herum, traten so die Lehmmischung zart. Mitunter wurden

nach Bedarf noch Mist, Stroh oder einige Eimer Wasser hinzugefügt. Ab und zu schöpfte einer der Männer mit dem Spaten den Rand des Lehmkuchens auf. Für Ziegelherstellung wurde weniger Wasser zugegeben, damit der Lehm festerer Konsistenz war. Für die Verputzung wurde der Lehmmischung mehr Wasser hinzugefügt, damit beschichteten die Frauen die Stallwände von innen und außen.

Solche Lehmzubereitung habe ich in meiner Kindheit in Marienfeld in den Jahren 1928-30 noch gesehen.

Einige Wochen lang bereiteten die Frauen täglich Lehm, aus dem die Männer Lehmziegel formten und zum Trocknen auslegten. Sie sputeten sich, denn die Zeit der Heumahd rückte heran. Einige Männer mähten das Gras in den frühen Morgenstunden, kaum dass es hell genug dazu war. Und alle freuten sich, dass jetzt heißes Wetter war, dass das Heu und auch die Lehmziegel gut trockneten.

...

Der Seppel war 23, hoch gewachsen, stark gebaut, flink auf den Beinen und hatte geschickte Hände. In der Kirche beim Gottesdienst schielte so manches ledige Mädchen verstohlen nach ihm. Auch Seppel suchte mit den Augen seine Auserwählte auf. Katharina Lell, die älteste Tochter des Kaspar Lell, war nun 18. Fleißig bei allen Feld- und Gartenarbeiten. Solch eine Frau brauchte Seppel. Und außerdem war sie ein wunderschönes, schwarz-braunes Mädchel.

Bald feierte Joseph Hollmann seine Vermählung mit ihr. Erwachsen war er nun, verheiratet, fleißig und arbeitsam, dadurch geachtet im Dorf, aber man nannte ihn nicht anders als Has-Seppel. Den Beinamen hatte er in jungen Jahren bekommen. Der aufgeweckte und flinke Junge war mit 16 Jahren bereits zu einem erwachsenen Burschen herangewachsen, flink und geschickt, doch auch voller Schabernack. Er und seinesgleichen erlaubten sich im Spätherbst und im

Christmonat manchmal nach getaner Tagesarbeit in der Dämmerstunde ausgelassene Streiche.

Der erste Schnee bedeckte die Erde. Es dunkelte früh. Die Arbeit im Stall war verrichtet. Die Petroleumlampe im Haus wurde noch nicht angezündet, man sparte das Lampenöl, das Geld kostete. Das Zimmer wurde dürrtig erhellt vom Feuer im Herd, auf dem das Abendessen gekocht wurde. Und die Burschen zog es nicht hinein in die enge Stube. Bei mäßigem Frost tummelten sich die Jugendlichen draußen auf der Straße, leisteten sich so manche Schneeballschlacht. „He, guckt mol, dort laaft 'n Has!“, rief einer. Das Langohr ergriff die Flucht, der Seppel ihm nach. „Dich fang ich!“ Schnell laufen konnte der Seppel, aber den Hasen hat er nicht eingeholt. Seitdem hieß er im Dorf der Has-Seppel. Alle seine Nachkommen behielten diesen Beinamen – die Has-Seppels, dadurch unterschied man sie von den anderen der Hollmanns-Sippe, den zahlreichen Cousins.

Zehn Jahre lebte Joseph Hollmann mit seiner Familie in Marienfeld. Sein Land brachte oft gute Ernte ein. Zwar gab es in dieser Zeit, in den Jahren 1853, 1855 und 1860, verheerende Missernten, der Regen war im Frühjahr nach der Aussaat ausgeblieben und die Getreidefelder hatten kaum so viel eingebracht, wie im Frühjahr ausgesät worden war, doch zum Glück folgten darauf wiederum ergiebige Jahre.

1861 wurde Seppels erster Sohn geboren, den sie auf den Namen Johannes taufen ließen. 1863 kam die Tochter Susanna zur Welt. Ihr folgten die Tochter Barbara, der Sohn Joseph. Jetzt hatte Seppel drei Dusch Land, eine große Familie.

1864-66, drei Jahre nacheinander, erfolgten wieder totale Missernten. Das waren schwere Hungerjahre und viele Wolgakolonisten starben, besonders Kinder und alte Menschen.

...

1877. Has-Seppel hatte drei Söhne – Johannes, Joseph (jun.) und Kaspar und zwei Töchter – Susanna und Barbara. 1878 wurde die dritte Tochter, Katharina, geboren. Groß war seine Familie – acht Personen, und er besaß aufgrund der vier männlichen Seelen vier Dusch Land. Nach der im vorhergehenden Jahr verheerenden Missernte war das Jahr 1878 etwas ergiebiger, aber das Ergebnis lag doch noch unter einer Durchschnittsernte.

Eigentlich hätte Has-Seppel den in diesem Jahr geernteten Weizen komplett für die eigene Familie benötigt, aber er musste einen Teil verkaufen, um das nötige Geld für die Steuer aufzubringen. Er überlegte, was er auf den Markt in die Stadt Kamyschin bringen könnte: einige Säcke Kartoffeln, Kohl, einige Gänse. Später eines der drei Schweine, Sonnenblumenöl.

„Aber es muss auch noch vieles gekauft werden. Das zweijährige Fohlen wird bald ein zusätzliches Arbeitspferd werden, da muss ich mich schon jetzt um Kummer und Einspannigeschirr kümmern. Pflug und Egge müssen angeschafft werden. Jetzt besitz ich bald ein drittes Pferd, und wenn Gott will, wird die Wirtschaft besser gehen. Die Kinder wachsen heran, für sie muss beizeiten gesorgt werden. Der Älteste, der Johannes, wird im großen Monat¹ schon 16. Und Susanna ist schon fast ein lediges Mädchen, da werden bald Freier kommen – da müsste in den nächsten Jahren für Mitgift gesorgt werden. Aber vorläufig nach dieser Missernte muss ich sorgen, wie die Familie und das Vieh über den Winter durchzubringen ist und die Steuern rechtzeitig bezahlt werden.“

Solche Gedanken ließ er sich abends durch den Kopf gehen, sie raubten ihm den Schlaf. Jetzt müssten auch Stiefel für ihn und für Johannes, einige Dutzend Meter Textilwaren für Kleidung, für Mutter Katharina ein Paar Schuhe ... ach, es war so vieles nötig. So viele Sachen für das Haus und den Hof mussten gekauft werden.

In Kamyschin suchte Seppel nach dem Markt den Deutschen Ostertag auf. Die Gebrüder Ostertag waren bekannte Meister – der eine

¹ so wurde im Dorf der Januar genannt. Den Februar nannte man der kleine Monat. Die anderen wurden wie üblich genannt.

ein Schuster, der andere Schneider. Was die herstellten war bester Qualität. Die Stiefel aus gutem Leder waren wasserdicht und hielten lang. Im Gespräch mit dem Schustermeister erfuhr Seppel, dass die Köchin des katholischen Paters Michalsky schon alt ist, und vor kurzem bei ihm gewesen war und gesagt hatte, sie suche ein braves deutsches Mädchen als Gehilfin. Die Köchin würde ihr das Kochen lehren, damit diese sie in ein-zwei Jahren ersetzen könne. Es falle ihr schon schwer, den Einkauf auf dem Markt zu erledigen und den ganzen Tag auf den Beinen zu sein im Haus des Pfarrers, das Kochen und alle anderen Hausarbeiten zu erledigen.

Joseph Hollmann überlegte. Das wäre etwas für die Susanna. Die ist schließlich fleißig, gehorsam und flink. Da könnte Susanna sich in einigen Jahren das Geld für ihre Mitgift selber verdienen. Die zweite Tochter, die Barbara, könnte mit ihren elf Jahren die Kindsmagd in der Familie werden und der Mutter helfen.

Seppel sagte dem Schustermeister, dass er – Joseph Hollmann – seine Tochter Susanna bei der Köchin gern verdingen würde. Osters- tag schickte seinen Jungen zu der Alten, die den Vorschlag erfreut annahm. „Bringt das Mädchen nächsten Markttag mit“, meinte sie zu Hollmann.

Zu Hause kam Seppel am späten Nachmittag an, es dämmerte bereits. Der achtjährige Joseph (jun.) eilte ihm entgegen, freudig erregt: „Dade, hätt Ihr gut verkaaft?“ Der kaum vierjährige Kaspar war auch gleich da: „Dade, was hätt Ihr for mich mitgebracht?“. „Da, mei Knechtje, Hasenbrotje für euch alle. Unterwegs sah ich einen Hasen über den Weg laufen, hab ihn eingeholt und der hat mir das Brotchen gegeben“. (Mei Knechtche, mei Mad wurde als Kosename für die Kinder gebraucht).

Joseph jun. half dem älteren Bruder Johannes, die Pferde auszu- spannen und sie zu versorgen. Susanna lud alles vom Wagen, brachte es ins Haus oder in die Abstellkammer. Barbara half dem kleinen Kaspar, Vaters Brotsack aufzubinden. Eines nach dem ande- ren holte sie die Reste des am Morgen mitgenommenen Proviants hervor und Kaspar ergriff jedes Stück mit beiden Händchen. Seine

Augen funkelten freudig, diese kostbaren Mitbringsel des Vaters zu berühren. Das Stück Brot, an den dünnen Rändern etwas angefroren, war wie von einem dünnen weißen Zauberhauch überzogen. Das war es, das Hasenbrotchen! Und es schmeckte viel besser, als das, welches Mutter buk und jeden Tag zu essen gab.

Nach dem Abendessen erzählte Vater von seinen Geschäften in der Stadt. Das erlöste Geld reichte nicht hin und nicht her für das, was noch alles gekauft werden musste. Er erzählte auch, dass die Patersköchin eine Gehilfin suche, der sie das Kochen lehren würde. Und dass für den Pater und andere Herrschaften anders gekocht wird. „Und das muss gelernt werden. Auch muss gelernt werden, wie die Speisen zu Tische gebracht und aufgetragen werden. Vieles ist bei den Herrschaften anders als bei uns Bauern. Da kannst du das Geld verdienen für deine Mitgift“, sagte Vater zu Susanna.

„O Gott, o Gott!. Die Susanna weggeben, in die Stadt, wo man sie nicht oft besuchen kann“, fuhr es der Mutter durch Sinn und Herz, aber sie wagte es nicht zu sagen. Kamyschin war zwar nicht weit, aber Katharina (Lell) Hollmann würde ja nicht dorthin kommen. Selbst auf die großen Märkte im Herbst war sie noch nicht einmal mitgefahren. Die Wirtschaft, die Kühe und Schweine, die kleinen Kinder mussten täglich versorgt werden. Und außerdem wäre sie nur Last auf dem Wagen gewesen, die Pferde hatten ohne sie schon schwer genug zu ziehen. Russisch konnte Katharina nicht, da konnte sie ihrem Seppel auch beim Verkaufen nicht helfen. Der nahm lieber den Johannes mit, der musste das Kaufen und Verkaufen lernen. Und außerdem erzählte ihr Seppel, dass auf dem Markt sehr viele Menschen zusammenkommen und es dort sehr laut hergehe. Mehr Leute als bei einem Begräbnis im Dorf, noch mehr als ... als bei drei Begräbnissen zusammengenommen. Das konnte Katharina sich nicht vorstellen: so viele Leute! Und der Lärm, da würde es einem angst und bange.

Jetzt sollte ihre Tochter Susanna dorthin. ‚Ach Gott, erbarme dich!‘ Mit kaum 14 Jahren von Zuhause weg, in die Fremde!... Aber der Seppel hatte recht, Susanna würde Geld verdienen, sich gute Aus-

steuer anschaffen können. So würde sie auch einen guten Freier kriegen. Vielleicht den Sohn des Vorstehers Möller. Die waren wohlhabend, hatten ein großes Holzhaus und den Stall voller Vieh. Da würde Susanna ein besseres Leben haben, als sie, Katharina. Würde nicht an jeder Kopeke sparen müssen, um die Familie zu versorgen und die Wirtschaft zu vergrößern.

Susanna wurde nicht einmal gefragt, ob sie diese Arbeit annehmen wollte.

...

Der Krieg wütete. Immer mehr Menschen fielen ihm zum Opfer, immer mehr junge und auch ältere Menschen wurden aus den Dörfern als Kanonenfutter an die Front gebracht. Russland war in Gefahr und viele Patrioten gingen freiwillig an die Front. Das wurde in der russischen Presse jeden Tag propagandistisch hervorgehoben.

Eines Tages sagte Dominik zu seiner Mutter: „Ich habe beschlossen als Freiwilliger an die Front zu gehen. Mein Vaterland Russland ist in Gefahr.“

Susanna bügelte gerade, eilte sich, den Sonderauftrag einer Kundin zu beenden. Vor Schreck wäre ihr das Bügeleisen beinahe aus der Hand gefallen. „Du sollst lernen!“, erwiderte sie entschlossen. „Deswegen rackere ich mich hier jeden Tag ab!“

Das war das erste Mal, dass sie ihm einen Vorwurf über ihre schwere Arbeit seinetwegen machte, und sie biss sich sogleich auf die Zunge, bereute sofort, dass sie so etwas gesagt hatte und fügte sofort hinzu: „Ich bin 53 Jahre alt und du bist meine einzige Stütze. So weit habe ich dich nun gebracht, dass du bald mein Ernährer sein kannst. Jetzt willst du mich verlassen?“

Sie konnte nicht weiter sprechen, Tränen schnürten ihr die Kehle zu. Um den Sohn ihre Gefühle nicht merken zu lassen, schwieg sie, drehte sich dem Wäschekorb zu, hantierte darin, bis sie sich etwas beruhigt hatte.

Dominik verstand. Er war Patriot Russlands, dieses Gefühl rief ihn an die Front. Aber er war auch zu widerspruchslosem Gehorsam der Mutter gegenüber erzogen, zur Achtung den Älteren gegenüber, zu Pflichtbewusstsein. Ihm wurde klar, dass er mit 15 Jahren noch kein leistungsfähiger Soldat sein würde, aber groß genug sei, um seine Pflicht gegenüber der Mutter zu erfüllen. Dominik kehrte nicht wieder zu diesem Thema zurück.

Susanna wurde auch bewusst, dass sie in diesen schweren Zeiten – Krieg, Teuerung der Lebensmittel und die Deutschenhetze – den Sohn nicht zum Studium in die 300 Werst entfernte Stadt Saratow schicken konnte. Vorläufig hatte Dominik einige Privatschüler – einige durch den Krieg nach Kamyschin verschleppte Polen, die die

russische Sprache lernen wollten. Er tat das gern, nicht allein des Geldes wegen, auf diese Weise konnte er auch seine Kenntnisse der polnischen Sprache vervollständigen.

Ganz unverhofft wurde bekannt gegeben, dass bei der Stadtschule, die Dominik vor zwei Monaten absolviert hatte, ein zweijähriger Lehrgang zur Ausbildung von Volksschullehrern (Lehrer für die Semstvoschulen) eröffnet würde. Dominik zögerte nicht einen Tag und brachte seinen Bewerbungsantrag dorthin.

Lehrer auf dem Dorf! Das war es ja, wovon er träumte. Als Lehrer würde er genügend Autorität besitzen, um auf das Denken und Fühlen der Bauern aktiv einwirken zu können, ihnen die neuen Methoden der Landwirtschaft zu erläutern, den Bauern, dem Volk wissenschaftliche Erkenntnisse zu vermitteln und dadurch ihr Leben zu erleichtern.

Viele Jahre später schreibt der Siebzigjährige in sein Tagebuch: *„Ich wundere mich heute, dass ich mit 16 Jahren so ernste Überlegungen hatte“.*

...

Ich erinnere mich noch an diese Jahre, war etwa fünf oder sechs Jahre alt. Vater war mit der Familie 1923 nach Marienfeld übergesiedelt und Leiter der Vier-Klassenschule seines Heimatdorfes. Wir wohnten in dem kleinen Holzhaus der Schule auf dem Schulhof, nur wenige Meter vom Eingang in das Schulhaus entfernt.

Der Unterricht wurde in zwei Schichten durchgeführt – zwei Klassen am Vormittag, die zwei anderen am Nachmittag. In dem Schulgebäude wurden auch die Versammlungen der Dorfbewohner durchgeführt. Später, nachdem die Kirche geschlossen war, fanden im Schulhaus auch die Kulturveranstaltungen statt.

Leo Messler, 1999 in Rastatt, Deutschland, leider verstorben, schreibt in seinen Erinnerungen an sein Heimatdorf Marienfeld an der Wolga:

„Damals wurden die Kinder erst mit 8 Jahren eingeschult. Das Schulhaus stand auf einem hohen Fundament, eine breite Achtstufen-Treppe führte in den breiten Korridor, aus dem 2 Türen in die 2 Klassenzimmer führte, aber die Schule war eine Vierklassen-Grundschule.

Hier arbeiteten 3 Lehrer: der Dieser-Lehrer, der einen großen Schnurrbart hatte und von allen der Schnauzer-Lehrer genannt wurde. Der Detlef-Lehrer und Hollmann, der von allen der Domnik-Lehrer genannt wurde. Schulleiter war Hollmann, der vor drei Jahren nach Marienfeld gekommen war und in dem kleinen Häuschen neben der Schule auf dem Schulhof wohnte.

Manchmal hat uns Lehrer Dieser gelehrt und manchmal Hollmann. Warum das so war, kann ich heute nicht sagen. Detlef und Dieser haben noch die Schüler geschlagen, wenn sie was verschuldet hatten, aber von Hollmann haben wir so etwas niemals erfahren. Was wahr ist, ist wahr: er hatte niemals auf einen Schüler geschrien, er hatte immer eine solche Methode zu sprechen, dass der Schüler nicht beleidigt wurde und man seine Streiche nie wiederholte.

Alfons, Hollmanns Sohn, war anderthalb Jahre jünger als ich, aber er lernte auch in meiner Klasse. Auch Arthur, der Sohn des Lehrers Detlef lernte in meiner Klasse. Wir drei waren Kameraden.

Damals gab es in den Dörfern weder Radio, noch Kinos oder Klubs. Wir alle: Schüler, Lehrer und unsere Eltern gingen an Sonntagen zum Gottesdienst in die Kirche. Aber in der Schule gab es keinen Religionsunterricht mehr. Sonntags gingen wir Jungens zusammen und spielten Schlagball oder Bannok. (Knochen). Aber an den Werktagen mussten wir den Eltern in der Wirtschaft helfen.

Wir gingen gerne in die Schule, besonders zu dem Lehrer Hollmann.“

...

Vater war immer sehr beschäftigt. Außer seiner Arbeit in der Schule half er dem Rechnungsführer des Dorfrats und dem Landmesser auf deren Bitte hin. Damals wurden von der Sowjetregierung neue Gewichts- und Flächenmaße eingeführt. Viele Bauern, auch der Landmesser und der Rechnungsführer, der die Steuern zu berechnen hatte, fanden sich nicht gut zurecht in dem Wirrwarr. Anstatt des gewohnten russischen Worts Werst, das fest im Gebrauch der Russlanddeutschen verankert war, wurden die Strecken jetzt in Kilometern, die Felder in Hektar anstatt der früheren Desjatin gemessen. Da musste so viel umgerechnet werden. Das Getreide wurde jetzt nicht in Pud, sondern in Zentner gewogen.

Einige Monate lang hatte Vater zusätzlich zu seinen Lehrerverpflichtungen im Dorfrat mitgearbeitet. Damals wurde er, wie seinem Tagebuch zu entnehmen ist, wohl auch zum Mitglied des Dorfrats gewählt. Jahrzehnte später schrieben einige nicht sehr kundige Journalisten darüber, ohne zu erläutern, was Dominik Hollmann im Dorfsowjet gemacht hat. Oberflächlich und uninformiert werfen sie ihm Feindseligkeit gegenüber den Bauern vor, getreu dem Motto

„Aha! Hat im Dorfsowjet geholfen!“ Sie stellen seine Hilfe im Dorfsowjet mit der Tätigkeit solcher Personen gleich, die aus Willkür Gräueltaten an den eigenen Dorfbewohnern ausübten.

Ich erinnere mich an die Abende im Herbst, wenn unser Wohnzimmer voll mit Männern des Dorfes war. Die Stühle reichten nicht aus und die Männer saßen direkt auf dem Fußboden und lauschten meinem Vater. Alfons und ich saßen mäuschenstill auf der Kiste, spielten mit dem Pferdchen oder meiner Puppe. Vater las auch manchmal etwas aus Journalen und Zeitungen vor. Die Männer reagierten manchmal lebhaft oder stellten Fragen.

Meine Großmutter Susanna hatte vier Brüder und drei Schwestern, alle außer der Jüngsten, Luise, lebten in Marienfeld und hatten viele Kinder, die Cousins und Cousins meines Vaters. Sie alle waren Bauern und kamen oft zu meinem Vater, um sich bei dem Lehrer Rat in der damals so ungewohnten Zeit zu holen. Ich erinnere mich, dass Vater manchmal Gesuche und Erklärungen, Bittschriften für die Bauern schrieb, wenn diese irgendwelche Probleme mit den Behörden oder sogar Gerichtsverfahren hatten.

Nicht nur die Verwandten kamen zu dem ‚Domnik-Lehrer‘, um Rat zu holen oder einfach zuzuhören, was er erzählte. Viele Jahre später erfuhr ich, dass Vater damals eine Kooperative, eine Genossenschaft für gemeinsame Bearbeitung des Bodens gegründet hat. Als Dorfbewohner, also als festes Mitglied der Dorfgemeinde, hatte auch er einen Landanteil, etwa vier Hektar, aber er besaß kein Pferd und keine landwirtschaftlichen Geräte. Auch einige seiner Cousins besaßen nur ein Pferd oder ein Paar Zugochsen.

Die NÖP erlaubte ausdrücklich die Eigeninitiative der Bauern. Vater sah sich nun direkt vor der Erfüllung seines Traumes, den Bauern durch sein Wirken zu helfen, aus der Armut herauszukommen. In den Buchhalterkursen 1918 war er begeisterter Anhänger der Kooperation geworden. Jetzt sah er genau den richtigen Zeitpunkt, um die Ideen in praktische Arbeit umzusetzen. Die ersten 15 Mitglieder der Genossenschaft waren fast alles nur Verwandte, aber auch andere Bauern, die keine Pferde hatten, und einige Tagelöhner.

Ein von der Genossenschaft gewähltes Team bildete den Vorstand, Dominik Hollmann machte die Buchhaltung. Das alles neben seiner Lehrerarbeit. Vater fuhr in die Stadt, um ein Darlehen bewilligt zu bekommen für den Kauf eines Traktors. Ein junger Mann, den die Genossenschaft aus ihrer Mitte gewählt hatte, wurde in der Stadt zum Traktoristen ausgebildet ...

...

Im Winter 1927-28 knüpften wir aus Schafwolle einen Teppich und ich lernte zudem stricken. Damals wurden im Herbst und Winter Strümpfe aus Schafwolle getragen. Das Knäuel himbeerfarbene Wolle, aus dem ich meiner Puppe einen schmalen langen Schal strickte, sehe ich noch heute. Danach hatte ich nie mehr Gelegenheit, meine Strickkunst anzuwenden, bis zum Jahr 1943 in der Trudarmee am Jenissej, als es keine Strümpfe gab. Wir deutsche Frauen hatten die Wolle der Hunde gesammelt, wenn diese im Frühjahr haarten, hatten diese gesponnen und ich konnte für meine zwei jüngere Brüder und mich jeweils ein Paar Socken stricken. Wie froh war ich damals, dass ich in meiner Kindheit das Stricken gelernt hatte.

Im Herbst 1928 feierte der Enkel des Vetter-Hannes, der Sohn von Großmutter Susannas ältesten Bruder, seine Hochzeit. Schon hatte Mutter das Brautkleid fertig, auch die Blumen. Eines Abends erwartete Großmutter die Hochzeitslader. Sie öffnete das kleine 60x40x50 cm rotbraune Feldkistchen, in dem sie allerlei interessante Sachen aufbewahrte. So gab es darin eine schwarze Bluse mit Spitzeneinsatz, die Oma schon lange zu klein geworden war, sie aber wohl an frühere Zeiten erinnerte, besondere Kerzen und einen besonderen breiten Gürtel, auch verschiedene bunte Stoffreste. Ich steckte natürlich meine Nase hinein und fragte Großmutter wozu sie einige dieser Stoffreste auswählte und herausnahm.

Da kamen schon die Hochzeitslader in die Stube: zwei Männer, jeder hatte einen Stock in der Hand, der wie ein Spazierstock aussah. Daran waren einige Bänder aus einfachem Stoff gebunden. Wer hatte schon damals im Dorf richtige Seidenbänder! Die Männer sagten in gereimten Versen ihre Einladung zur Hochzeit auf, wer sie geschickt hatte, wann und wo die Hochzeit stattfinden würde. Großmutter band zwei bunte Bändchen aus ihrer Kiste an den Stock – das Zeichen, dass zwei Personen kommen würden. Abschließend fragten die Männer noch, ob Tische oder Geschirr zur Hochzeit gebracht werden könnte.

Großmutter nahm mich also zur Hochzeit mit. Ich hatte einen Papierrubel bekommen, damit ich diesen der Braut anstecken konnte. Ich sehe heute noch das Hochzeitshaus, alle Betten waren aus dem großen Zimmer herausgebracht, hier standen jetzt nur Tische und Bänke. Ich aß nur Schnitzesuppe – eine Suppe aus getrocknetem Obst – und Kräppel. Natürlich gab es auch Braten und Sülze und andere Fleischspeisen. Reis war ein sehr teures Gericht und wurde erst später aufgetragen, damit die Gäste schon einigermaßen satt waren, zudem nur in kleineren Portionen. Nudelsuppe, Kräppel, Streuselkuchen gab es natürlich auch.

Nach dem Essen tanzte das Brautpaar seinen Walzer allein auf der Tanzfläche. Danach konnte jeder Gast die Braut oder den Bräutigam zum Tanz einladen, dabei steckte man ihnen die Geldscheine – das Hochzeitsgeschenk – an die Brust. Es war eine besondere Ehre mit der Braut zu tanzen.

Punkt Mitternacht bildeten die Jugendlichen einen Kreis um das Brautpaar und sangen ein Lied – der Abschied derselben von der Jugendzeit. Die Braut wurde auf einen Stuhl gesetzt mitten in den Kreis, ihr wurde der Kopfschmuck – der Kranz mit Schleier – abgenommen, der Haarzopf aufgelöst und das Haar zu einem Knoten gesteckt, wie es für verheiratete Frauen Brauch war, zudem wurde ihr ein Kopftuch umgebunden. Sehr wohlhabende Bauern konnten es sich leisten, eine Hochzeit zwei oder drei Tage zu feiern.

Kurz vor Weihnachten, in der Adventszeit, lernten meine Eltern mit uns Kindern Weihnachtsgedichte und -lieder. Großmutter Susanna erzählte uns in den Dämmerstunden Märchen oder Legenden und Geschichten aus dem Leben ihrer Eltern, den deutschen Kolonisten in Marienfeld.

Eines Abends sagte Großmutter plötzlich während des Erzählens: „Guck mal, was ist denn dort im Fenster?“ Ich sah hin und erkannte deutlich eine Puppe, auch ein Pferdchen kam zum Vorschein. Doch bald waren sie wieder verschwunden, nur die dunkle Fensterscheibe blieb. Träume von dem, was das Christkind uns wohl bringen würde. Und wir lernten noch eifriger die Gedichte und Lieder.

Mit der Mutter bastelten wir Kinder Schmuck für die Weihnachtstanne. Nüsse wurden vergoldet. Fäden an die Äpfelstiele befestigt, damit man diese an den Tannenbaum hängen konnte. Als der Tannenbaum in der vordersten Zimmerecke stand, schmückten wir ihn mit der ganzen Familie zusammen. Es herrschte eine festliche Atmosphäre, eine Vorfreude mit Vorbereitung zum Fest. Vergoldete Engel, eine lange Schnur bunter Glasperlen, Fähnchen und Ketten aus bunten Papierstreifen wurden an die Äste des Bäumchens gehängt. Ich war gerne dabei. Alfons aber langweilte das, er bat um Erlaubnis hinauszugehen, wo er mit anderen Jungen lieber eine Schneeballschlacht veranstaltete.

Am 24. Dezember, dem Heiligabend, kamen das Christkindchen – in langem weißem Kleid mit verschleiertem Gesicht – und der Pelznickel in seinem großen Schafspelz, die Wolle nach außen gewandt. Das Christkindchen hatte ein Körbchen mit Geschenken und Süßigkeiten.

Wir bekamen im Verlaufe des Jahres nicht viel Süßigkeiten. Zum Tee täglich nur ein Stückchen Zucker, auch keine Kekse. Zu Sonntagen buk Mutter Streuselkuchen, Apfelkuchen oder Kräppel und kochte Obstsuppe. So waren wir nicht besonders verwöhnt, und die Bonbons vom Christkindchen waren für uns ein wertvolles Geschenk.

Der Pelznickel hatte eine Rute. Kannst du auch beten? fragte das Christkindchen. Man betete, dann sagte man auch sein Gedicht auf. Goethes „Erlkönig“ und andere zum Beispiel:

„Gefroren hat es heuer,
doch noch kein festes Eis“
(Das Büblein auf dem Eis)

oder:

Hänschen wollte jagen gehen,
hat doch kein Gewehr,
sah es einen Besen stehen:
Herz, was willst du mehr!“,

oder:

„Hänschen ist ein Reitersmann,
will von dannen jagen,
Mutter sieht ihn ängstlich an
hat ihm viel zu sagen“,

Der Pelznickel erinnerte uns daran, welche Streiche wir im Laufe des Jahres begangen hatten – er war eigentümlich gut informiert – und zur Bestrafung wurde auch schon einmal mit der Rute gedroht.

Zum Schluss sangen alle Versammelten einige Weihnachtslieder und wir bekamen unsere Geschenke. Alfons das Pferdchen mit Schlitten, ich eine wunderschöne Puppe, die die Augen schließen und öffnen konnte – eine Schlafpuppe, etwas ganz Neues, Ungeohntes, nie Gesehenes.

Ich erinnere mich an Winterabende, an denen Vater und Mutter sangen. Eigentlich hatte Vater keine Singstimme, aber zusammen mit Mutter, die einen hellen reinen Sopran sang, viele Jahre im Kirchenchor gesungen hatte, war der Gesang meiner Eltern wunderbar. Ich erinnere mich an die Lieder „Es waren zwei Königskinder“, „Ritter Ewald neben Minna“, „Ännchen von Tharau“, „Schön ist die Jugend“,

„Lustig ist das Zigeunerleben“, „Im grünen Wald, wo die Drossel singt“ und andere deutsche Volkslieder. Dann trug Vater Gedichte vor.

Hier in Hamburg habe ich diese Volkslieder in der Kirchengemeinde wieder gehört.

Es gab auch ein Kinderlied davon, wie die Kartoffel nach Europa gebracht wurde:

Franz Dracke nannte sich der Mann,
der vor 200 Jahren,
von England nach Amerika
als Kapitän gefahren...

Und natürlich das Lied vom Dornröschen. Wir sangen und spielten es. Natürlich war ich das Dornröschen und ‚schief‘ im Kreis, den meine Eltern und Alfons bildeten. Alfons spielte dann den Prinzen, der die Dornhecken zerschlug und mich befreite. Alle wachten auf und es wurde ein frohes Fest im Schloss gefeiert. Als ich die neue Puppe hatte, war dann diese Schlafpuppe das Dornröschen, ich ging mit im Kreis, der so viel größer wurde.

Bald fragte mich Mutter, warum ich nicht mit meiner neuen Puppe spiele. „Die ist gestorben und wir haben sie beerdigt“, antwortete ich. „Wo denn?“ „Da hinter der großen Kiste.“

Sie wurde hervorgeholt. Daran erinnere ich mich gut. Aber was mit ihr geschehen war und wann – daran erinnere ich mich nicht. Alfons hatte den Kopf der Puppe geöffnet, um nachzusehen, wie die Augen eingerichtet sind, dass sie automatisch auf und zu gingen. Und es war seine Idee, die Puppe zu beerdigen. Wir wussten, wie das geht, schließlich war unser Schwesterchen Emmi kurz vorher verstorben und beerdigt worden. Auch sein Pferdchen hatte Alfons untersucht, er wollte erforschen, was da alles drinnen war.

Ein unruhiger Geist steckte in meinem Bruder. Mit kaum sechs ging er als freier Zuhörer in die Schule, war Bestschüler. Meine Eltern beschlossen, ihn nächstes Jahr zu Großmutter in die Stadt Kamyschin zu schicken, damit er in einer russischen Schule russisch lerne. Er hatte es dort anfänglich nicht leicht, kannte er bis dahin doch kein Wort Russisch. Aber bald war er wieder bei den besten Schülern.

Die ersten vier Klassen lernte er bei der Lehrerin Masslowa, deren Sohn Jurka Masslow der beste Freund meines Bruders war. Es waren verwandte Naturen. Bis 1941 – bis zu unserer Deportation nach Sibirien – bewahrte Alfons ein Foto in seinem Album auf, Jura und Alfons in einem schicken Auto aus Pappe, die Requisite des Fotografen. Damals waren Pkws noch eine Seltenheit und die in einem schicken Auto fotografierten Jungen eine Besonderheit. Die Jungen waren stolz darauf, auch wenn das Auto nicht echt war.

Am Silvester knallten auf der Straße vor unserem Haus laute Schüsse, so schossen die Dorfbewohner, meist Jugendliche und junge Männer, das Neujahr an – und gratulierten dem Domnik-Lehrer zum Neujahr. Manche kamen auch herein in die Wohnung, sagten ihren Segensspruch und gute Wünsche. Nicht alle wagten es allerdings, zu dem Lehrer ins Haus zu gehen, um ihm zu Neujahr zu gratulieren.

Früh am Neujahrmorgen kam eine Gruppe Kinder und sagten ihre Gratulationsverse. Es waren die Kinder der Verwandten. Sie nahmen auch mich und Alfons mit. Wir gingen zu allen Cousins des Vaters. Das gehörte sich so, zu allen Verwandten ‚wünschen‘ gehen. Man bekam ein Küchelchen, ein gebackenes Männchen oder Pferdchen, und manchmal eine Münze, ein oder zwei Kopeken. Das halbe Dorf haben wir an dem Neujahrmorgen besucht und unsere Neujahrswünsche aufgesagt.

In diesem Winter bereiteten die Lehrer mit den Jugendlichen auch wie in Rothammel eine Inszenierung des ‚Kirgisermichel‘ vor. Mutter

nähte für die ‚Schauspieler‘ grauhaarige Perücken aus Hanf. Proben fanden an den Abenden in der Schule statt. Alfons war auch dabei. Ob sich das damals schon auf seine spätere Berufswahl ausgewirkt hat?

Das Dorf lebte in Erwartung der Inszenierung, sie war in aller Munde. So etwas hatte es in Marienfeld noch nie gegeben. An die Aufführung kann ich mich nicht erinnern, aber die vielen Vorbereitungen, die Aufregung davor, das blieb in meinem Gedächtnis.

Viele Jahre später, 1975, besuchte Vater die Stadt Krassnoturjinsk im Ural. Dort hatte es während des Krieges mehrere Zwangsarbeitslager für Russlanddeutsche gegeben. Nachdem die Stacheldrahtumzäunung 1948 entfernt wurde, mussten die verbannten Deutschen hier in den Baracken weiter wohnen bleiben. Nur langsam, nach und nach konnten sie sich bessere Wohnungen errichten. Vater wollte einen Briefpartner in Krassnoturjinsk aufsuchen, vor einem Haus sah er zwei Männer, die sich unterhielten. Vater fragte auf Russisch: „Wo finde ich hier die Nummer 78 auf der Krassnaja Straße?“ Einer der Männer guckte ihn forsch an und sagte auf Wolgadeutsch: „Mann, wie is eier Name? Ich glaab Hollmann, dr Domnik-Lehrer!“ „Ja“, antwortete mein Vater. „Aber ich kenne Sie nicht. Wer sind Sie?“ „M Kunrade Scheppe sein Bu, aus Spatzekutter, Marienfeld. Ich war noch klaa, 6 Jahr, awer an die Theatervorstellung Kirgisermichel kann ich mich noch gut erinnern. Des war selemol was Außergewöhnliches. Kommt, kommt herein, ruht eich aus“.

Das muss wohl wirklich ein außergewöhnliches Ereignis gewesen sein, dass es 30 Jahre danach noch solche freudigen Erinnerungen ausgelöst hat.

...

1935. Die Jahre von Vaters Studium gingen dem erfolgreichen Ende zu. Vier Jahre vollauf angefüllt mit mühevoller Arbeit, mit vielen Entbehrungen, mit Missständen, großen Anstrengungen, mit Nach-

sinnen und Bedenken, aber sein fester Wille und das Verantwortungsgefühl vor der Familie und vor der treuen Gefährtin halfen ihm, alles zu überstehen. Da stand er nun mit seinen Studienkollegen in der großen Aula, die, feierlich geschmückt mit Blumen und einem Spruchband ‚Gruß den Absolventen‘, die Herzen dieser Absolventen höher schlagen ließen. Dieser Tag war sehr bedeutungsvoll für die jungen Lehrer, die nun mit Wissen bereichert in die Dörfer der Wolgadeutschen Republik gehen würden, um ihren Landsleuten und deren Kindern Wissen und Bildung zu vermitteln, ihnen helfen würden, das Leben besser zu gestalten.

Das vertrauliche Lächeln des Volkskommissars für Volksbildung, Alexander Weber, der den Vorsitz der Versammlung führte, wirkte beruhigend auf die jungen Leute, ihre Gesichter hellten sich auf, die Spannung war gewichen. Dem Alphabet nach wurden sie aufgerufen, jedem der Ort seiner Lehrertätigkeit genannt, die entsprechenden Dokumente mit Glückwunsch ausgehändigt.

„Dominik Hollmann, Ihnen lassen wir die Wahl“, sagte der Volkskommissar. „Sie dürfen entscheiden. Ich brauche einen einsichtsvollen, erfahrenen, mit dem Schulleben bekannten Inspekteur. Alle diese Eigenschaften besitzen Sie.“

Der Rektor des Instituts fiel ins Wort: „Aber vielleicht möchten Sie als Lektor an unserer Hochschule arbeiten, wir bieten Ihnen auch diese Möglichkeit an“.

Unerwartet kamen diese beiden Vorschläge. Nach kurzem, nur einige Sekunden währenden Sinnen, sagte Dominik: „Wenn Sie mir die Wahl lassen, ich ziehe das zweite Angebot vor. Ich bin Pädagoge, ich möchte lehren, bilden.“ Ein Angebot, von dem Dominik in seiner Jugend nicht mal zu träumen wagte, war handgreiflich nahe, hatte sich verwirklicht.

„Es sei“, sagte der Vorsitzende und reichte Dominik die Hand.

Wie auf Flügeln getragen eilte Vater nach Hause. Ein Freudentag für die ganze Familie. Vater umarmte Mutter und drehte sich mit ihr im Kreis, er hob den kleinen Vitalie hoch und ließ ihn auf den hoch erhobenen Armen wie ein Flugzeug schweben, umarmte uns alle der

Reihe nach und wiederholte immer wieder: „Wir haben es geschafft!
Jetzt wird es uns besser gehen.“

...

Der 30. August begann mit einem klaren, sonnigen Morgen. Therese Schilke, Korrektorin der Zeitung ‚Nachrichten‘, seit einer Woche Nachmieterin bei uns, kam aufgeregt von ihrer Nachtschicht nach Hause. „Ja, Ida, weder Sie noch ich werden weiterstudieren.“ Sie war Studentin am Abendstudiengang der Pädagogischen Hochschule. Sie überreichte mir die Zeitung ‚Nachrichten‘ mit der sensationellen Überraschung – dem Erlass der Sowjetregierung von der „Übersiedlung“ aller Deutschen nach Sibirien. Wieso übersiedeln? Warum? Und mein Studium?

Mutters Sorgen galten natürlich den Kindern. Alfons war nicht da, Ewald beim Ernteinsatz. Vater nicht da. Was tun? Da kam ein Mann in Uniform, stellte sich als Kommandant vor, beauftragt, sich um unsere Übersiedlung nach Sibirien zu sorgen. Es war der Mann, der vor einigen Wochen in Zivil unser Hausbuch so gründlich geprüft hatte!

Uns ging ein Licht auf: Deshalb hatte er so gründlich nachgefragt, ob vielleicht noch jemand hier unangemeldet wohne. Er war damals sehr besorgt, dass nicht ein einziger Deutscher hier von der Übersiedlung verschont bleibe. Also war diese Übersiedlung schon längst vorausgeplant! Da hatte man alle Deutschen gründlichst erfasst und verplant! Die Studenten und viele Schüler in die Kolchose geschickt, die Ernte einzubringen noch vor ihrer Deportation. Und die Gebäude der DPH Engels leerräumen lassen, angeblich das Institutseigentum nach Marxstadt überführen lassen, nur um das alles wegzuräumen, von ihnen selbst noch organisiert. Und die Marineschüler hergebracht, um Militär in der Stadt zu haben, einen möglichen Aufstand der deutschen Bevölkerung dieser Stadt zu unterdrücken! Und wir friedlichen, braven Deutschen in der Sowjetunion hatten nicht mal im Entferntesten daran gedacht, einen Befehl der Regierung nicht zu befolgen. Wir waren treue Bürger unseres Landes, bereit zum Schutz, zur Verteidigung unserer Heimat, glaubten gleichberechtigte Sowjetbürger zu sein. Und deshalb hatte man auch unsere Bereit-

schaft, an der Front mitzustreiten, kühl abgelehnt und das Gerücht von Spionen verbreitet.

Uns war auch der Sinn des Regierungserlasses nicht gleich in voller Tiefe zu Bewusstsein gelangt. Uns überraschte nur die plötzliche Umsiedlung, dass wir das Haus, die Stadt, unser Eigentum verlassen sollten. Doch nun lasen wir noch einmal den Erlass und die Beschuldigung. „Unter der deutschen Bevölkerung der Wolgarepublik befinden sich tausende und abertausende Diversanten und Spione, die auf die Hitlerarmee warten, um mit ihr zu kollaborieren.“ Wir waren schockiert, das konnte doch alles nicht wahr sein!

Mutter erlitt einen Nervenzusammenbruch. Ich musste mich um sie kümmern. Gut, dass Vitalie mit Ljussja in den Garten gegangen war, sie beschäftigten sich dort bei den Beeten, Gürkchen oder Erbsenschoten pflücken, vielleicht Unkraut jäten. Mutter war völlig verwirrt, sie konnte sich nicht konzentrieren, was zu tun wäre.

Einige Deutsche der Stadt stellten vor ihren Häusern Tische auf, und darauf legten sie Haushaltsgeräte, Geschirr und Kleider zum Verkauf aus. Nicht vieles wurde verkauft, und wenn zum Spottpreis. Mutter konnte sich zu solcher Zeitverschwendung nicht entschließen, sie war verwirrt, was zuerst zu tun sei. Ich war noch ein unerfahrenes junges Mädchen. Es müssten Sachen zum Mitnehmen verpackt werden, dachte ich mir, aber was? Natürlich notwendige Kleidungsstücke. Und die Bücher? Mir taten diese sehr leid, die sollten nicht zugrunde gehen.

Der Kommandant kam in Begleitung eines zweiten, belehrte uns, nur die notwendigsten Kleidungsstücke zu verpacken. „Denkt daran, dass ihr womöglich mehrere Kilometer zu Fuß gehen müsst, dann werdet ihr die Sachen unterwegs wegwerfen müssen.“

Viele Jahre später erfuhren wir, dass dieser Kommandant mit seiner Familie in unsere Wohnung eingezogen war, alle Möbel, alle von uns zurückgelassenen Sachen in Besitz genommen hatte, auch die vielen wertvollen Bücher. Von seinem Bildungsniveau zeugte übrigens, dass sie viele der prächtigen Abbildungen aus Maiers Enzyk-

lopädie-Lexikon, aus den 33 Bänden herausgerissen und an die Wände des Zimmers geklebt hatten. Davon erzählte uns die Tochter unseres russischen Nachbarns rechts, die, weil verheiratet mit einem Deutschen, 1941 auch nach Sibirien deportiert worden war, aber 1956 ihre Eltern in Engels besuchen konnte und das alles gesehen hatte.

Ich ging in die Zentralbibliothek der Stadt, um unsere Bücher womöglich dort abzuliefern, damit diese nicht zugrunde gingen. Doch die Mitarbeiter der Abteilung deutsche Literatur waren nicht mehr auf der Arbeit, sie bereiteten sich auch auf ihre Übersiedlung vor. Die russischen Bibliothekarbeiter sagten mir, sie wüssten noch nicht einmal wohin mit den bibliothekseigenen deutschen Büchern. So blieben unsere wertvollen Bücher, die Vater liebevoll in mehreren Jahren gesammelt, oft mit Geld vom knappen Familienbudget abgezwickelt gekauft hatte, im Bücherschrank stehen.

Der Kommandant befahl, wir sollen für zehn Tage Brot mitnehmen. Am nächsten Tag, den 31. August, ging ich zum Brotladen, um unsere Brotration für die zehn Tage zu kaufen. Doch, da die Bäckereien der Stadt nicht imstande waren, eine so große Menge Brot für alle Abreisenden in so kurzer Zeit zu backen, verkaufte man uns anstatt Brot das Mehl dazu. Ich habe den ganzen Tag, vom Morgen bis 16 Uhr, in der Menschenschlange gestanden, bis ich endlich unsere Ration für die ganze Familie kaufen konnte. Es waren nur 16 Kilogramm, etwa 300 Gramm je Person pro Tag.

Mutter war in größter Sorge um Ewald, Alfons und Vater. Der Kommandant trieb zur Eile an, schon am 3. September sollten wir zum Abtransport bereit sein. Mutter überlegte: der Winter steht bevor, folglich Winterkleidung einpacken. Wiederholt schärfte uns der Kommandant, der uns täglich zweimal aufsuchte, ein, nicht zu viele Sachen mitzunehmen.

Als die zwei Kleinen – Vitalie und Ljussja – eingeschlafen waren, saßen Mutter und ich im Dunkeln im Zimmer, erschöpft von der Hektik des Tages. Wir überlegten, dass unsere Kleinen die kilometerlan-

gen Strecken zu Fuß doch noch nicht würden bewältigen können. Mutter hatte ihren praktischen Sinn wiedergefunden und sagte zu mir. „Du, Ida, wirst Ljussja tragen müssen. Ich werde für das Essen unterwegs für jedes Familienmitglied je einen Löffel und Becher nehmen und nur eine Schüssel, aus der wir alle zusammen essen können. Einen Kochtopf. Alles andere Geschirr müssen wir hier lassen. So kümmerlich, nach und nach angeschafft, jetzt zurücklassen, wieder in schlechten Verhältnissen leben, sich ärmlich behelfen müssen, wie leid mir das tut!“ Aber sie fasste sich wieder und sagte: „Unterwegs kann allerlei passieren, auch verloren gehen kann mal einer von der Familie, deshalb nähe ich für jedes Familienmitglied ein kleines Beutelchen, in das wir etwas Geld legen und ihn um den Hals hängen. In Ljussjas Beutelchen lege, Ida, einen Zettel mit ihrem Namen und Geburtsdatum in russischer Sprache. Für alle Fälle!“

Am nächsten Tag, den 1. September, bat Mutter die Nachbarin um Erlaubnis, das Brot von dem Mehl in ihrem Backofen zu backen. Diese war freundlich und erlaubte es. Mutter schenkte ihr dafür unsere nette zierliche Kommode, ein Erbstück von Oma Susanna, das sie mir einmal zugesprochen hatte. Die Nachbarin sagte aber, ganz unentgeltlich könne sie das nicht nehmen, sie gab uns 25 Rubel, eine nur symbolische Begleichung des Wertes für das gute Möbelstück noch aus Pater Michalskys Mobiliar.

Nachdem das frischgebackene Brot erkaltet war, schnitt Mutter die Brotlaibe in kleine Schnitten und legte diese zum Trocknen aus. Das Wetter war noch sehr warm und das Brot würde ungetrocknet verschimmeln.

Gewöhnlich hatten die Theater ab 1. September Urlaub. Auch diesmal kehrte das Theaterteam am 1. September nach Engels zurück. Alfons kam am Nachmittag in großer Sorge nach Hause, wie hier alles laufen würde. Er wusste noch nicht, dass wir zwei Frauen und die Kleinen allein waren. Etwas beruhigt sah er unsere Vorbereitungen, die aber lange nicht abgeschlossen waren. Am nächsten Tag, dem 2. September, holte er seine Entlassungsdokumente und

das zustehende Geld, zudem hatte er noch tausend andere dringende Angelegenheiten zu erledigen.

Am Nachmittag des 2. September gegen 14 Uhr kam Vater geeilt, aufgeregt, in Sorge um uns und wie die Vorbereitungen zum Abtransport liefen. Er sah das Zimmer in Unordnung, aber einige Bündel verpackter Sachen und Mutter geschäftig hantieren. „Gott sei dank“, hauchte er. Mutter sah ihn traurig an, Tränen liefen über ihre Wangen. All die Tage hatte sie ihre Emotionen im Griff, jetzt waren diese Tränen eine Entspannung.

Vater erzählte, was mit ihm geschehen war. Am 29. August hatte der Befehlshabende des Marinetrupps meinem Vater zu einem großen Lastkahn verholfen, auf den Vater das Institutseigentum restlos verladen lassen konnte, um mit einer einzigen Fahrt das zu erledigen, wofür wohl zehn Lastwagen nötig gewesen wären. Den ganzen Tag hatten die Lastwagen das Institutseigentum vom Institutsgebäude an die Anlegestelle der Wolga gefahren, dort wurde es auf den Lastkahn verladen, ohne Pause, ohne Mittagessen, eiligst. Als alles verladen war und der Kahn zum Ablegen bereit war, hatten Vater und seine Helfer erst bemerkt, dass es schon weit nach Mitternacht war. Der Kahn hatte abgelegt, um die Wolga zu überqueren, bei der Stadt Saratow im Fahrwasser stromaufwärts in Richtung Norden nach Marxstadt zu fahren. Der Morgen hatte bereits gegraut, als der Kahn die drei Kilometer breite Wolga überquert hatte und bei Saratow anlegen wollte, doch das war ihnen verweigert worden. Weder die drei Männer der Besatzung des Lastkahns, noch viel weniger die Insassen, Vater und Mitarbeiter des Instituts mit ihren Familien, verstanden, was das zu bedeuten hatte. Der Lastkahn musste in einiger Entfernung vom Ufer ankern, bis die Situation geklärt wurde.

Ein Motorboot war vom Ufer her gekommen, bewaffnete Militärs hatten den Lastkahn bestiegen und sich längs der Bordwände mit zum Schießen bereiten Gewehren postiert. Sie hatten nicht auf die Fragen der Passagiere und des Personals geantwortet, aber gedroht zu schießen.

Es hatte keinerlei Möglichkeit gegeben, irgendwelche Verbindung mit der Stadt oder mit anderen Behörden herzustellen. Radioverbindung gab es damals auf einem solch einfachen Lastkahn nicht. Das Bewachungspersonal war abgewechselt worden, ohne die unwisenden Geiseln auf dem Kahn über den Grund ihrer Gefangenschaft zu informieren. So waren der 30. und der 31. August und der 1. September vergangen.

Auf dem Kahn befanden sich einige Lehrer des Instituts mit ihren Familien, Frauen und Kindern. Bei der Abfahrt von Engels hatten sie geglaubt, ihre Fahrt bis Marxstadt würde nicht mehr als sechs bis acht Stunden währen, hatten somit auch nicht viel an Lebensmitteln und Wasser mitgenommen. Auch dem Personal des Kahns war inzwischen das Trinkwasser ausgegangen. Die Kinder, drei Tage eingeschränkt in ihren Bewegungen, hatten angefangen zu weinen. Eine schwangere Frau war ohnmächtig geworden, doch die Bewacher hatten niemanden in ihre Nähe gelassen, vielmehr gedroht, von ihren Gewehren Gebrauch zu machen.

Endlich hatte wohl doch einer der Bewacher seiner Obrigkeit vom Zustand der Insassen des Kahns berichtet, und am 1. September am Abend war mit dem fälligen Wachwechsel ein Kommandeur gekommen, der den Deutschen die Zeitung mit dem Erlass der Sowjetregierung vom 28.08. überreichte.

Die Mehrheit der Mitarbeiter des Instituts hatten ihre Habe auf dem Kahn, da sie ja nach Marxstadt umsiedeln sollten. Vater und noch drei Männer, deren Familien in Engels geblieben waren, hatten schließlich den Kommandeur des Bewachungspersonals gebeten, ihnen irgendwie zu helfen, nach Engels zu ihren Familien zu fahren. Dieser hatte versprochen, sich darum zu kümmern. Doch noch eine Nacht war vergangen, eine Nacht voller Ungewissheit, Angst um die Zukunft, die Familie, um das Leben.

Endlich am Morgen des 2. September bei dem fälligen Wachechsel waren die vier Personen, deren Familien in Engels geblieben waren, mit einem Boot und zwei bewaffneten Begleitern nach

Engels gebracht, dort gegen Unterschrift einem Kommandanten abgeliefert und nach Hause gelassen worden.

Eine grauenhafte Geschichte ihrem Wesen nach, für uns völlig unverständlich. Wie konnten unsere Mitbürger so grausam mit uns verfahren? Mit uns treuen Sowjetbürgern?!

Vater informierte sich kurz darüber, was bereits verpackt worden war, merkte aber noch an: „Aber Decken müssen wir doch auch mitnehmen.“ Weil der Kommandant uns immerzu mit dem Satz bombardierte, nicht zu viel mitzunehmen, hatten wir das ganz vergessen.

Mit Vater ging dann alles viel schneller. Mutter nähte zwei große grobe Tücher zu einem Sack zusammen, in die für jedes Familienmitglied eine warme Woldecke und einige Kissen verpackt wurden. Filzstiefel, Schuhe, Wintermantel. Etwas Bettwäsche. Unmöglich, dass wir das alles würden tragen können! Nicht vergessen einen Nachttopf für die Kleine!

Und dann stand Vater vor dem Bücherschrank. Schweigend. Sein Blick glitt langsam über die Regale, von einem Buch zum andern. Er seufzte, griff manchmal hastig nach dem einen oder anderen Buch, überlegte, seufzte und stellte es zurück. Nahm ein anderes und stellte auch das zurück. Zwei hatte er mitgenommen. Die Werke des wolgadeutschen Gelehrten Franz Schillers zur Sprachwissenschaft, die er erst vor kurzem erstanden hatte. Doch auch diese gingen dann in Sibirien verloren.

In all diesen Tagen hätte ich gerne meine beste Freundin, Ljudmila Staab, besucht, doch ich traute mich nicht, Mutter allein mit all den Sorgen zu lassen. Jetzt, da Vater da war, ging ich rasch zu der zwei Wohnviertel weiter wohnenden Freundin und musste enttäuscht feststellen, dass sie mit ihrer Familie schon abtransportiert worden war.

Tränen füllten meine Augen. Nicht mal verabschieden hatten wir uns können. Wo und wie würde ich sie suchen können? Alles was uns teuer war, wurde uns genommen. Wieso? Diese Frage tauchte immer wieder in meinem Sinn auf. Wir hatten all die Jahre mit offe-

nem ehrlichem Herzen in unserer Sowjetheimat gelebt. Jetzt plötzlich über Nacht war unserem Volk kübelweise schwarze Farbe über den Kopf geschüttet worden, wir wurden zu Feinden des Landes erklärt, wie Verbrecher wurden wir behandelt. Das konnte ich nicht verstehen, nicht akzeptieren, denn ich war doch dieselbe geblieben, an meiner Gesinnung hatte sich nichts geändert.

Erst viele-viele Jahre später kam die Erleuchtung wie doppelgesichtig die Sowjetregierung zu unserem Volk war. Manchmal vermutete ich, und nicht nur ich, dass man uns in jenen Tagen provozierte aufständig zu werden. Dazu gibt es viele Beispiele, auch das Geschehen auf dem Lastkahn, die Leute ohne Wasser und Nahrung als Geiseln in Unwissenheit zu halten, die Lage aufs Äußerste zuzuspitzen.

Der Kommandant kam zusammen mit seinem Gefährten und vermeldete, dass wir morgen, den 3. September um 8 Uhr, zum Abtransport bereit sein sollen. Mutter sackte zusammen. „Ewald!“, sagte sie nur.

Vater nahm sie in die Arme, setzte sie auf das Sofa. Alfons ging mit den beiden Kommandanten in das Esszimmer, sprach mit ihnen. Dann öffnete er eine Flasche Wein und trank mit ihnen. Die beiden Kommandanten gingen, versprachen, unseren Abtransport noch einen Tag zu verzögern.

Wir konnten uns nur schwer von dem Schock erholen, saßen schweigend alle in einem Zimmer auf den Bündeln oder dem Sofa. Jeder hing seinen traurigen Gedanken nach. Die Dämmerung füllte das Zimmer, entsprach unserer traurigen Stimmung. Da erschien geräuschlos Ewald in der Türöffnung, wie immer mit einem verlegenen Lächeln. Mutter sah ihn als Erste: „Da bist du ja, du mein Schmerzenskind!“, rief sie aus und umarmte ihn.

Licht wurde entzündet. Ewald mit Fragen überhäuft, in das Esszimmer an den Tisch geführt, Essen wurde ihm vorgesetzt. Nicht nur seine Kleider, auch Hände und Gesicht waren schmutzig, als ob er einen ganzen Monat kein Wasser gesehen hätte. Und hungrig war er!

Dann erzählte er. Die Klassenleiterin hatte bei den Behörden die Heimfahrt der ganzen Klasse gefordert. So etwas war im Kommandantenbefehl nicht vorgesehen. Während die Lehrerin mit der Obrigkeit verhandelte, hatte Ewald sich heimlich auf den Weg gemacht. Von einem Heuhaufen zum anderen mit einem Umweg zu dem benachbarten russischen Dorf, zum See. Er hatte seine Angel ergriffen, mit der er beim Ernteeinsatz öfter geangelt hatte, sich so getarnt. Russisch sprach er gut, so gelang es ihm, mit einem großen Umweg nach Engels zu gelangen.

Er erzählte uns, dass in der Steppe bei den deutschen Dörfern bewaffnete Militäreinheiten der Roten Armee ständen. Sogar Maschinengewehre und Kanonen hatte er gesehen. Das wussten wir in der Stadt noch nicht. Noch ein weiterer Schock für uns. Waren wir denn so gefährlich? Wir geduldigen Schäfchen gehorchten unserer Regierung auf jedes Wort, wagten uns nicht einmal zu murren, und nun machte man aus uns Räuber und Halsabschneider. Sogar der Kommandant fürchtete sich, allein zu uns zwei Frauen zu kommen, kam all diese Tage immer in Begleitung eines bewaffneten Mitarbeiters.

Wir glaubten nach wie vor fest daran, dass sich alles klären würde mit der Zeit, man würde erkennen, dass wir treue Bürger des Sowjetstaates waren und sind, die Anschuldigungen unbegründet waren.

All diese Tage kamen einzelne russische Nachbarn, sahen sich schweigend in den Zimmern um, dann fragten sie: „Darf ich mir das zum Andenken nehmen?“ Oder sie sagten: „Das könnt ihr wohl nicht mitnehmen, da kann ich es wohl haben“. Es war ziemlich unangenehm, so als ob man einem Sterbenden die letzte Kleidung vom Leibe riss, bevor er seine Seele ausgehaucht hatte. Dabei hatte unsere Familie die sechs Jahre in diesem Haus friedlich mit den Nachbarn zusammengelebt.

Der 4. September kam mit hellem Sonnenschein. Vater meinte nach dem Frühstück: „Wir müssen die 10 Hühner schlachten, zum Mitnehmen abkochen. Auch Kartoffeln, Tomaten und Gurken müssen wir aus dem Garten holen.“

Unsere Eltern haben nie im Befehlstone mit uns gesprochen. Die Aufgabe war gestellt, und wir wussten, wer was zu erledigen hatte. Alfons schlachtete die Hühner ab, Mutter kochte sie und briet danach das Fleisch, das sie in einen Eimer legte und mit Schmalz übergoss. So würde man es länger aufbewahren können. Das Brot war bereits getrocknet und in einige kleine Leinensäckchen verstaut, die Mutter aus Handtüchern genäht hatte.

Ich nahm einen Spaten, Vitalie einen Eimer, und wir gingen in den Garten, das Gemüse für die Reise zu besorgen, das in diesem Sommer reichlich gediehen war. Wir hatten uns so gefreut, dass wir eine gute Kartoffelernte haben würden, die unserer Familie für den ganzen Winter reichen würde.

Im Keller standen gefüllte Bottiche, in die Mutter Tomaten und Gurken für den Winter eingesalzen hatte. Noch üppig grünt die Blätter der Rüben und Kürbisse. Wie viel Arbeit hatte unsere ganze Familie in dieses Stück Land gesteckt! Sechs Jahre, die wir hier wohnten, haben wir jedes Frühjahr mit Spaten das Land umgegraben, mit Rechen geebnet, in der heißen Sommerzeit von weit her Wasser mit Eimern getragen, die Beete begossen, jede freie Minute mit Jäten des Unkrauts verbracht. So hatten wir zur Unterstützung des Familienbudgets beigetragen. Wir alle taten das gern, freuten uns, so unseren Eltern zu helfen. Frisch in unserer Erinnerung waren noch die vielen schweren Zeiten, als wir uns in viel zu engen Wohnungen behelfen und mit knappen Geldmitteln auskommen mussten. Kaum war es besser geworden, mussten wir alles wieder verlassen. Traurig wandte ich dem Garten den Rücken zu.

Wir trugen den Eimer voll Kartoffeln in die Küche. Mutter würde sie kochen. Auch Tomaten und Gurken hatten wir als Wegzehrung genommen und einige Möhren.

Zum letzten Mal aßen wir hier unser warmes Mittagmahl. Da kam der Laster vor das Tor, der Kommandant befahl uns einzusteigen. Als ich am Briefkasten am Tor vorbeiging, schaute ich aus bloßer Gewohnheit hinein und fand einen Brief von meiner Freundin Irma

Rische. Ich steckte ihn ein, da ich vorläufig keine Zeit zum Lesen hatte. Aber dieser Brief sollte später noch gute Folgen haben.

Die lange Straße war menschenleer. Unsere Nachbarn waren wahrscheinlich in diesem Moment in unserem Garten fleißig beschäftigt, wetteiferten, wer mehr von den Früchten unserer Arbeit einheimste. Noch am Vortag hatte meine Mutter der Ukrainerin angeboten, unsere Ernte im Garten zu kaufen. Wenigstens einige Rubel wollte sie erhalten, denn wir wussten ja nicht, wann wir je wieder etwas Geld würden verdienen können. Doch diese war nicht bereit, Geld für das auszugeben, was sie nach unserer Abreise unentgeltlich holen konnte. Am Morgen, als ich das Gemüse im Garten für unsere Wegzehrung sammelte, sah ich die Nachbarin in ihrem Garten hinter dem Zaun hervorlugen. Ich verstand, schaute nach links und sah auch die andere Nachbarin auf der Lauer, wann sie über unseren Garten herfallen könnte.

Auf dem Laster saßen die zwei 80jährigen Greise aus dem Haus Nr. 98. Ihre Kinder wohnten in Saratow, und sie durften nicht mit ihnen zusammen abtransportiert werden.

Der Lastwagen brachte uns und weitere Deutsche nicht zur Eisenbahnstation, sondern an Gleise in freier Steppe hinter der Stadt. Hier lagerten schon viele deutsche Familien. Kein Zug war zu sehen. Wir durften uns frei gruppieren. Es herrschte eine bedrückte Stimmung. Schweigend standen und saßen die Leute auf ihren Bündeln. Man wagte nicht zu sprechen, denn ein unvorsichtig gesagtes Wort konnte schwere Folgen haben. Wir kannten das alles schon, sogar die Kinder waren schweigsam.

Mutter unterhielt Ljussja mit einem Bilderbuch. Alfons hastete wie immer hin und her, schaute, wer von seinen Bekannten oder Kollegen da war. Ich war traurig. Mein Studium, wann würde ich das fortsetzen können? Die Ungewissheit, was uns erwarten würde, machte mir Kummer. Vater legte seine Hand auf meine Schulter. „Nicht traurig sein, wir werden auch diese Schwierigkeit bewältigen. Du hast ja miterlebt, wie unsere Familie unser Leben allmählich immer besser

gestaltet hat. Wir dürfen nur den Mut nicht verlieren, müssen zusammenhalten und einander unterstützen.“

Das war die Lebenseinstellung meiner Eltern – zusammenhalten. So hatte ich sie all die Jahre erlebt. Die Familie war für meine Eltern immer das Wichtigste.

Plötzlich sah Vater sich besorgt um: „Wo ist Ewald?“ Wir schauten uns um, suchten bei den anderen Gruppen, Ewald war nirgends zu sehen. O, Gott! Wo steckte denn der nun wieder? Wenn jetzt der Kommandant die Liste prüfen würde? Nur nicht auffällig suchen, damit niemand etwas merken würde.

Nach etwa einer halben Stunde kam er auf seinem Fahrrad an. Vater sah ihn vorwurfsvoll an. Er entschuldigte sich: Es war so langweilig dazusitzen, und er war nach Hause gelaufen, um sich ein Buch zu holen. „Unterwegs zu lesen“, meinte er lächelnd. Die Rückfahrt meinte er schneller mit seinem Fahrrad bewältigen zu können.

„Tu das nie wieder, denn du könntest uns damit allen große Unannehmlichkeiten bereiten“, war Vaters eindringliche Belehrung.

Immer mehr Menschen kamen an diesem Sammelpunkt an, lagerten mit ihren Bündeln auf der Erde neben den Gleisen. Man sprach nicht. Nur manchmal erkundigte sich jemand mit gedämpfter Stimme nach seinen Verwandten.

Endlich am späten Nachmittag kam der Zug – rote Güterwaggons. Die breite Tür in der Mitte der Waggons stand offen. Die andere Tür auf der Seite gegenüber war verschlossen und davor eine Pritsche, von einem Ende des Waggons zum anderen errichtet. Auch entlang der anderen Wände waren Pritschen aus dicken ungehobelten Brettern von einer Wand zur gegenüberliegenden gebaut.

Wir sollten einsteigen. Mutter, Ljussja, Vitalie und ich nahmen auf der Pritsche oben in der Ecke an der kleinen vergitterten Öffnung Platz. Vater, Alfons und Ewald platzierten sich unter der Pritsche auf unseren Bündeln. Es war eng, kaum dass man sich regen konnte.

Es wurde trübe, oder dämmerte der Abend schon? Man hatte jedes Zeitgefühl verloren. Ich war mit meinem Schwesterchen beschäftigt und merkte nicht, was draußen vorging. Plötzlich wurde die

Waggontür zugeschoben, der Verschlussriegel klappte mit einem metallischen Klick ein. Bis heute höre ich dieses Geräusch. Wie eine Falle zuschnappte!

Langsam und leicht setzte sich der Zug in Bewegung. Ich schaute durch die kleine Öffnung. Draußen ging sanft ein feiner Regen nieder. Mutter Heimatstadt weinte um ihre Kinder. Der Himmel weinte stille Tränen um das Schicksal seiner fleißigen, arbeitsamen, unschuldig verbannten Menschen, von denen bald mehr als zwei Drittel zu früh ums Leben kommen würden.

Leises Seufzen, jemand flüsterte ein Nachtgebet. Ein Kind bat mit weinerlicher Stimme, es in sein Bettchen zu bringen. Seine Mutter sang ganz leise das gewohnte Schlafliedchen, um es zu beruhigen.

Beim Stucken der Räder schaukelte der Wagen uns, die von den Strapazen und der Hektik des Tages Todmüden in den Schlaf. Der Zug rollte immer schneller, raste mit uns in Windeseile fort ins Unbekannte, der Ungewissheit entgegen.

Ich erwachte davon, dass meine Seite, auf der ich lag, schmerzte. Doch beim Umdrehen würde ich die neben mir Liegenden stören. Wir lagen hier eng zusammengedrängt wie Heringe im Fass. Die Luft hier oben auf der Pritsche war warm und verbraucht. Das vergitterte kleine Viereck in der Waggonwand war zu klein, um genügend Luft für so viele Menschen hereinzulassen. Je mehr ich mich bemühte, wieder einzuschlafen, desto mehr fühlte ich die schmerzende Seite.

Ich hob den Kopf und sah, dass ich nicht die Einzige war, die nicht schlief. Mutter saß und hielt Ljussja auf ihrem Schoß. Unten auf der etwa 1,5x2 Meter großen freien Fläche vor der Waggontür saßen zwei Männer, die eine Frau in ihren Armen hielten, sodass ihr Kopf vor dem zollbreiten Türspalt nach Luft schnappen konnte.

Allmählich erwachten weitere Waggoninsassen. Alle waren von einem Wunsch geplagt. Jemand meinte: „Wir könnten den Riss im Waggonboden erweitern, damit man diesen als Toilette benutzen könnte.“ Der Morgen graute. Schon waren fast alle Waggoninsassen erwacht und der Wunsch nach einer Toilette wurde immer größer. Doch so etwas war für uns in dem Güterwagen nicht vorgesehen.

Endlich verlangsamte der Zug seinen Lauf und blieb bald stehen. Die Tür wurde von außen aufgeschoben. Zwei Soldaten in Uniform bewaffnet mit Pistole und Dolch am Gürtel postierten sich zu beiden Seiten der Türöffnung des Waggons. Von weit her erscholl das Kommando: „Aaaaaussteiiiiigeeeee! Nooooooot verriiiichten!“

Alle eilten hinaus. Der Zug hielt in freier Steppe, keine Siedlung in Sicht. Kein Strauch, weder Hügel oder Senke, wo man sich beim Verrichten der Notdurft hätte verbergen können. Jemand versuchte unter den Waggon zu schlüpfen. „Haaalt!“ Der Wachsoldat fasste denjenigen am Arm: „Wohin?“

Den Schienenstrang entlang dicht nebeneinander hockten die Menschen – Frauen und Männer, Greise und Kinder, Mädchen und Jünglinge verrichteten ihre Notdurft. Schamlos, gleich Tieren, mit dem einzigen Gedanken fertig zu werden, bevor das Kommando ertönte: „In die Waggoooooons einsteigeeeee!“

Solange der Zug hielt, war die Waggontür breit geöffnet, so konnte der Wagen etwas gelüftet werden. Als alle eingestiegen waren, schoben die zwei Soldaten die Tür wieder bis auf einen schmalen Spalt zu, verriegelten von außen und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Halblaut sagte jemand: „Wie zwei Schutzengel an der Himmels-
pforte“.

„Nur achten diese beiden, dass niemand **aus** dem Himmel hinaus-
geht“.

„Und wann sind die überhaupt dort aufgetaucht?“

Gestern beim Einsteigen war keine Bewachung, nur der Kommandant, der ganz normal mit ruhiger Stimme das Einsteigen regulierte, die Namen auf der Liste prüfte. Die beim Abfahren zugeschobene Tür nahmen wir als Vorsichtsmaßnahme bei der nächtlichen Fahrt an. Jetzt die mit Pistole und Dolch für Selbstverteidigung im Nahkampf bewaffneten Wächter... Für wen hielten die uns denn? Glaubten die, wir würden über sie herfallen?

Ich stellte mir bildlich vor, wie einer der Bewacher den Dolch zückte, um mir in den Rücken zu stechen. Wofür? Ich konnte mich noch

immer nicht daran gewöhnen, dass wir als Verräter, Feinde unserer Heimat abgestempelt worden waren. Diese Worte hatten wir zwar im Regierungserlass schwarz auf weiß gelesen, aber jetzt fühlten wir es auch hautnah. Die erneut zugeschobene Tür, auf Kommando aussteigen und einsteigen, auf Kommando die Notdurft verrichten unter menschenunwürdigen Umständen. Über Nacht hatte sich vieles geändert. Wer weiss, was uns noch blühen wird!

Nach dem Halt und der Erleichterung beruhigten sich die Insassen allmählich. Durch das Wackeln des Waggons schliefen einige erneut ein. Es gab nichts, was man tun konnte. Nicht einmal ordentlich sitzen konnte man in der Enge. Das kleine Viereck vor der Wagentür war immer von Rauchern besetzt, die den Rauch in den Türspalt nach außen bliesen und dabei halblaut einige Worte, kurze Sätze wechselten.

Wir wussten nicht, wohin man uns fuhr. Niemand hatte es gewagt, das den Kommandanten zu fragen. Im Erlass hieß es allgemein: Sibirien. Nach den Namen der Bahnstationen, an denen unser Zug eilends vorbeiraste, verfolgten wir die Route. Vater hatte vorsorglich eine kleine Geographiekarte der Sowjetunion eingesteckt, auf der wir unsere Route nachvollziehen konnten. Doch waren auf dieser Karte nur die großen Stationen vermerkt.

...

Im Mai wurden die alleinstehenden deutschen Frauen und Mädchen eingezogen. In die Trudarmee hieß es. Wir wussten nicht, dass es sich um Zwangsarbeitslager, richtige Konzentrationslager, Vernichtungslager handelte. Ella Kraus, auch eine Erzieherin, meine Kollegin, wurde mobilisiert. Ein Zögling der Taubstummenschule, ich habe seinen Namen vergessen, ging zur Schulleiterin und bat sie, ihm seine Dokumente zu geben, er wolle mit Ella gehen. Er war 18 Jahre, nicht total taub, ein fleißiger Arbeiter. Er liebe Ella und wolle sein Schicksal mit ihr teilen.

„Nein!“, sagte die Leiterin. „Nein, das darf ich nicht. Du weißt doch nicht, dass Ella ...“ Und sie verstummte. Ich habe nie wieder von Ella gehört.

Wie ich schon früher erwähnte, hatten die Mitarbeiter und größeren Schüler der Taubstummenschule im Frühjahr ein Feld gepflügt und Kartoffeln gepflanzt für die Schule. Wir Mitarbeiter bekamen jeder auch ein kleines Landstück. Mutter tauschte ihr Kleid für zwei Eimer Steckkartoffeln und ich pflanzte diese. Doch ich habe nie gesehen, wie sie gewachsen sind, denn am 22. Juni 1942 wurde ich in die Trudarmee mobilisiert. Ich, Mutter und Ewald, der nun 16 Jahre geworden war. Der Befehl lautete: „Bereitschaft zum Abtransport in 24 Stunden.“ Und was sollte mit den Kindern Vitalie und Ljussja werden? „Das geht die Behörde nichts an“, war die kalte Antwort. Mutter bekam einen Herzanfall, ich musste die Ärztin rufen. Sie gab ihr eine Spritze und sagte: „Sie müssen ihr Herz heilen, dort wo ihr hinkommt.“

Ich eilte in meine Taubstummenschule um meine Entlassung und den Lohn zu holen. Mir gelang es noch, einem meiner Kollegen mein Landstück mit den gesteckten Kartoffeln für zwei Eimer Speisekartoffeln zu verkaufen. Dann eilte ich nach Hause, um unsere Sachen zu verpacken.

Mutter hatte einige deutsche Frauen gesprochen, die auch mobilisiert wurden. Diese meinten, dass sie ihre Kinder nicht ohne Betreuung zurücklassen würden. „Wir sind zum Fischfang mobilisiert, folg-

lich werden wir an einem Fluss sein, dort, an Ort und Stelle wird die Obrigkeit die Kinder schon nicht wegschicken“, sagten sie.

Wenn ich heute zurückdenke und überlege, wundere ich mich immer wieder, wie naiv aber auch zugleich mutig entschlossen wir damals waren.

Wir kochten Kartoffeln und zehn Eier, die eine russische Nachbarin, die mich gerne als Schwiegertochter gehabt hätte, uns für unsere Wegzehrung brachte. Als am nächsten Morgen das Pferdefuhrwerk kam, verluden wir unsere Bettsachen, die zwei Kinder und folgten dem Wagen, der uns zur Eisenbahnstation Bogotol brachte. Wieder war es ein ganzer Zug Pferdewagen, der uns Deutsche in die Ungewissheit brachte. Kaum hatten wir in Sibirien, unserem Verbannungsort, Wurzeln geschlagen, wurden wir erneut vertrieben, rücksichtslos wie Unkraut aus der Erde gerissen, weggeschleudert. Was erwartet uns? Wohin wird man uns bringen? In meinem Entlassungsdokument aus der Taubstummenschule stand: „Entlassen wegen Mobilisierung zum Fischfang am Jenissej.“

Am selben Abend befahl man uns, in einen Güterzug einzusteigen, und schon am nächsten Vormittag hielt der Zug an der Eisenbahnstation Jenissej, einem Vorort der großen alten sibirischen Stadt Krassnojarsk. Man befahl uns auszusteigen und eskortierte uns eine Strecke bis hin zum Flussufer. Hier lagerten schon viele Menschen, die vor uns hergebracht worden waren. Wir sollten auf ein Schiff warten, das uns weiterbringen würde.

Hier am Fluss lagerten wir unter freiem Himmel bei Tag und Nacht, bei Regen, Wind und sengender Sonne. Man suchte sich Schutz vor den Launen der Natur zu schaffen. Aus Kisten, Stangen, Koffern und Decken oder Wachstüchern, was eben jeder fand, richteten sich viele ein Schutzdach her, unter das sie sich kauerten, um in der Nacht oder bei Regen nicht ganz den Naturgewalten preisgegeben zu sein.

Die Kinder Vitalie und Ljussja mussten sich ganz still verhalten, damit sie nicht auffallen und entfernt würden. Im Eisenbahnwaggon hatten wir sie unter unserem Bettzeug versteckt. Hier gab es viele

Frauen mit kleinen Kindern, der Kommandant kehrte sich zum Glück nicht darum.

Der Kommandant teilte uns in Gruppen ein, bestimmte einen Ältesten aus unserer Mitte, der jeden Tag das Brot für die ganze Gruppe erhielt, das er an uns verteilte. Außer Brot gab er uns auch Jetons, für die wir täglich jeder eine Kelle ‚Suppe‘ in einer provisorischen Küche holen durften. Das alles gab es nur für die Erwachsenen, die mobilisiert worden waren. Die Kinder waren ja inoffiziell mitgenommen und bekamen nichts. Natürlich teilten wir unsere Ration mit ihnen. Aber es war wenig.

Das Brot, 500 Gramm, war eine schwarze feuchte schwere Masse. Die so genannte Suppe war eine trübe Wasserbrühe mit Kleie. Doch manchmal fischte Ewald sich einen ‚Fleischbrocken‘ aus der Schüssel, der allerdings mehr einem Stück Darm ähnelte. Einmal gab es einen Teelöffel voll braunen Sandzucker je Person.

Hier im Lager trafen wir Bekannte aus Engels, Ewalds ehemaligen Mitschüler Leo Wagner mit Familie – Mutter, der jüngere Bruder und die Schwester, die beide so alt waren wie unsere, Vitalie und Ljussja. Auch Lilly Schmidt mit ihrer Mutter war hier. Lilly war so alt wie ich, hatte aber in der russischen Schule in Engels gelernt. Sie war ein schlankes, bildschönes Mädchen mit auffallend hellblondem Haar und konnte wunderschön singen – so hatte ich sie aus unserer Schulzeit in Erinnerung. Nah befreundet waren wir damals nicht. Aber hier gesellten sie und ihre Mutter sich zu unserer Familie. Sie hatten viel mehr Kisten und Koffer, als wir mit unseren fünf Personen und zusammen schafften wir es, eine Hütte zu errichten. Erst später verstand ich, weshalb sie sich zu uns gesellten.

In diesem Lager waren nicht nur deutsche Frauen, alleinstehend oder wie wir mit einem Kind über drei Jahren, mit elf- oder zwölfjährigen Mädchen und Jungen, es gab auch einige deutsche Männer. Außerdem lagerten hier einige Familien aus der Westukraine, die vom NKWD aus den erst vor einem Jahr an die Sowjetunion angeschlossenen westlichen Regionen hierher gebracht worden waren. Diese lagerten schon lange vor unserer Ankunft. Sie litten besonders

stark Hunger, suchten in der Umgebung Melde und Wurzeln, kochten diese, versuchten so, ihren Hunger zu stillen.

Auch einige lettische Frauen mit halbwüchsigen Jungen waren da. Diese waren von zu Hause zusammen mit ihren Männern abtransportiert, doch in den Waggons getrennt von den Männern untergebracht worden. Sie konnten sich sehen, wenn der Zug hielt, konnten miteinander sprechen. Doch eines Morgens, als der Zug wieder Halt machte, waren die Waggons mit den Männern nicht mehr am Zug und niemand gab Auskunft über das Verschwinden der Männer.

All die Zeit, die wir hier am Jenissejufer lagerten, trafen weitere Gruppen mobilisierter Frauen ein. Wir waren nicht von Wachsoldaten umzingelt, konnten uns frei in den Grenzen des provisorischen Lagers bewegen. Jeder Gruppenälteste trug Verantwortung für die Leute seiner Gruppe. An Flucht dachte niemand. Wir waren viel zu wohlgezogen. Hatte die Regierung uns zur Arbeitsfront einberufen, so bedeutete das für uns, der Heimat im Hinterland nützlich zu sein, unser Scherflein zum Sieg über den Faschismus beizutragen. Außerdem: Wir hatten keinerlei Dokumente, keine Lebensmittelkarten, keine Ausweise. Und waren froh, zusammen zu sein mit dem Rest der Familie. Die Familie erhalten, zusammenbleiben, das war wichtig.

Manchmal ließ der Kommandant abends das Lager von Soldaten durchkämmen, Jugendliche auswählen und auf den Güterbahnhof bringen, die beim Entladen von Kohle aus Waggons eingesetzt wurden. Wir mussten die ganze Nacht hart arbeiten, aber den Lohn dafür eignete der Kommandant sich an und vertrank ihn mit seinen Kumpanen. Wir bekamen nicht einmal eine zusätzliche Ration Brot.

Doch wir wagten nicht einmal zu murren. Wir wussten, wie viel Macht die NKWD-Leute über uns hatten. Unser einziger Widerstand war, dass wir uns in der Toilette versteckten, wenn der Kommandant wieder einmal Arbeiter sammelte. Nicht immer gelang das.

Im Vorort der Stadt Krassnojarsk gibt es die berühmten Berge „Stolby“ – die Säulen. Von unserem Lager aus hatte man Sicht auf dieses unter Naturschutz stehende Gebirge. Wir wussten, dass hier

die Felsensteiger trainierten. Uns gelüstete es sehr, einmal dorthin zu gehen, es war ja kaum eine Stunde entfernt. Doch da war die Angst vor dem Kommandanten, und auch der Gruppenälteste würde nicht erfreut über unsere Abwesenheit sein.

Ewald und zwei andere Jungen hatten sich eines Morgens in aller Frühe fortgeschlichen. Zum Jeton-Austeilen waren sie wieder zurück. Mutter bat ihn, das nie wieder zu tun. Verlegen schmunzelnd sagte mein Bruder: „Aber ich bin ja da, rechtzeitig, niemand hat es gemerkt.“ Und kurze Zeit später war er wieder verschwunden. Als er zurückkam, brachte er eine Tüte Kekse und erzählte uns, wie er sie bekommen hatte. Sie waren die Hauptstraße der Stadt Krassnojarsk entlanggegangen und hatten die uralten Bauten bewundert. Plötzlich hatte sie ein Mann angesprochen, es war Herr Malkin. Der war erfreut und überrascht gewesen, den Sohn seines Engelser Kollegen Dominik Hollmann hier zu treffen. Wie, woher, wohin, viele Fragen und Ewalds kurze Antworten: Der Vater mobilisiert, dann auch die Familie, die jetzt am Ufer lagern. Malkin hatte die Jungen in seine Wohnung mitgenommen, die ganz in der Nähe lag. Zum Abschied hatt er gesagt: „Brot habe ich nicht, aber da sind noch einige Kekse für dein Schwesterchen.“ Das Fernbleiben meines Bruders war nicht unentdeckt geblieben, so musste Ewald diesmal wieder eine Nacht lang Kohle ausladen, damit der Kommandant saufen konnte.

Endlich kam das Schiff, ein alter Dampfer. ‚Spartak‘ hieß er, an beiden Seiten große Schaufelräder. Unserer und noch anderen Gruppen wurde befohlen, in das Schiff einzusteigen, das uns flussabwärts in Richtung Norden fuhr. Auf dem Schiff waren keine anderen Passagiere, nur mobilisierte Deutsche und das Bewachungspersonal. Letzteres hatte ein ruhiges Leben, denn vom Schiff war sicher keine Flucht möglich. Außerdem hatten die Kommandanten sich schon überzeugen können, dass wir Deutschen geduldige Schäfchen waren, alles über uns ergehen ließen, was der Kommandant befahl.

Wir bekamen unser Stückchen Brot und den Teller Brühe aus Wasser und Kleie, kauerten uns auf unseren Plätzen und schauten

traurig unserer Zukunft entgegen. Der Kommandant ließ sich persönlich nicht sehen, ließ sich von den Gruppenältesten über seine Deportiertengruppe informieren.

Wir wussten seit Jahren, dass alle Gespräche, wenn mehrere Personen versammelt waren, von Spitzeln den Sicherheitsorganen überbracht wurden, und hüteten uns, Gespräche zu führen, saßen schweigend, stumm. Ich wundere mich heute noch, wie geduldig meine kleinen Geschwister damals diese 8-Tage-Reise auf dem Schiff ertrugen, ohne die Möglichkeit sich zu bewegen, ohne Beschäftigung, ohne Zerstreuung.

Die einzige Zerstreuung war, die wunderbaren Ufer zu bewundern. Der breite Fluss hatte nur wenige Biegungen, aber am zweiten Tag unserer Reise waren die steilen hohen Berge ganz nahe zusammengerückt, und das Wasser zwischen ihnen brodelte, kochte und schlug Wellen. Das waren die Stromschnellen. Bald wurde der Fluss wieder breiter, ein Ufer flacher, mit Wald bewachsen, auf dem anderen erhoben sich hohe Felsen, die nicht bis ganz oben bewaldet waren.

Auf einem sehr hohen Felsen stand einsam ein großer Fichtenbaum. Ich erinnerte mich an das Gedicht von Heinrich Heine und trug meinen Geschwistern laut vor:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Weil das für uns eine freudige Zerstreung war, sagte ich dann auch die russische Übersetzung des Gedichts von Michail Lermontow.

Eines Tages kam der Gruppenälteste und gab uns einen Zettel, auf dem die Namen der Siedlungen standen, in denen wir angesiedelt werden sollten. Jeder Gruppenälteste hatte für die Leute seiner Gruppe zu sorgen.

Schon sollten die ersten zehn Personen an Land gesetzt werden. Das Schiff hielt an einem Ort, in dem etwa zehn Häuser standen. Ringsum Wald, viele Kilometer weit, eine Tagesreise lang keine andere Siedlung. Am Ufer standen die Einwohner dieser Siedlung, riefen dem Schiffspersonal Begrüßungsworte zu. Der Gruppenälteste sah zu, dass die hierher bestimmten Deutschen an Land gingen und das Schiff setzte seine Reise fort.

Ich kannte jene Deutschen nicht, aber mein Herz krampfte sich zusammen, als ich diese kleine Gruppe unserer Leute so einsam und verlassen am Ufer stehen sah. Das Schiff fuhr uns weiter. Stille trat ein. Das Plätschern der Schaufelräder spielte den Rhythmus einer Abschiedsmelodie.

Von jetzt an wurden jeden Tag einige Gruppen an Land gesetzt. Die Siedlungen lagen weit voneinander entfernt. Unsere Gruppe war für sechs Siedlungen vorgesehen: Nowosjolowo, Tschulkowo, Borodino, Iskup, Werchne-Imbatsk und Alinsk. Diese gehörten zu einem gemeinsamen Dorfrat, der sich in der größten Siedlung, Werchne-Imbatsk, befand. Frau Schmidt hatte herausgefunden, dass es in dieser Siedlung einen Flughafen gebe, eine Post- und Telegrafestation. Sie glaubte, ihre schöne Tochter könnte hier im Hotel des Flughafens arbeiten. Uns brauchte sie, damit wir mit unseren fünf Personen Legitimation für ihre zahlreichen Kisten und Koffer waren. Auch wir hatten uns in die Liste für Werchne-Imbatsk eingetragen.

Alle Siedlungen, die wir bisher passiert hatten, bestanden aus zehn bis zwanzig Häusern. Wenn das Schiff anhielt, standen hier

schon alle Einwohner der Siedlung am Flussrand, weil in dieser Einöde das hier passierende Schiff das einzige abwechslungsreiche Ereignis war. Die Schiffe brachten Neuigkeiten von der Außenwelt und die Lebensmittel für den langen Winter. Wie zu einem Fest versammelten sich die Einwohner dieser Siedlungen am Ufer, sobald das Schiff in der Ferne zu sehen war.

An jeder Siedlung wurden jetzt zehn bis zwölf deutsche Familien ausgesetzt. Ich sage Familien. Es waren ja keine vollständigen Familien. Die deutschen Männer waren im Januar mobilisiert und fortgebracht worden. Es blieben nun die deutschen Frauen, die je ein Kind, den halbwüchsigen Sohn oder die Tochter mitgenommen hatten. Genau so wie meine Mutter in der Begleitung von Ewald, mir und unseren zwei Kleinen war. Manchmal waren zwei Schwestern zusammen mobilisiert worden, auch die hielten zusammen, zählten sich als eine Familie.

Die Siedlungen nannte man hier Stanok. Die einheimischen Nomadenvölker zogen mit ihren Rentieren von einem Jagdrevier zum anderen, schlugen ihr Lager auf, bauten ihre Tschum, eine aus Stangen gebaute Hütte, die mit Rentierfellen bedeckt wird. Wenn die Jagd hier nicht mehr ergiebig war, brachen sie ihren Tschum ab und zogen weiter.

Als aber viele Sträflinge in vorigen Jahrhunderten zur Zarenzeit hierher gebracht wurden, waren sie an den Orten der Lagerplätze sesshaft geworden. Mit der Zeit bauten sie sich aus Rundholz Wohnhäuser, eigentlich nur Hütten mit einem einzigen Raum (ca. 3x5 m). Aber die Bezeichnung Stan oder Stanok – ein kleines Lager – blieb, also nicht Dorf, sondern Stanok. Dem fügten sie einen Namen hinzu: Borodino, Tschulkowo.

Der nächste Stanok hieß Iskup. Iskup bedeutet auf Deutsch Sühne. Seine Verbrechen an diesem Ort abbüßen. Hier standen nur fünf Häuser auf der Anhöhe und direkt hinter ihnen die dunkle Wand dichten Urwalds, die Taiga. Nur sechs Personen waren an das Ufer gekommen. Öde sah es hier aus, menschenleer, wie eine unbewohnte Insel.

Das Schiff konnte hier nicht anlegen, da das Wasser zu seicht war. Vom Ufer wurde ein Kahn an das Schiff gerudert, der Kommandant zählte die zehn Deutschen vom Schiff in den Kahn und schon platschten die Schaufelräder weiter. Ich sah noch, wie die Leute aus dem Kahn ans Land stiegen und unserem Schiff traurig nachschauten. Nie werde ich vergessen, wie Ljussja Weber aus dem Boot stieg und taumelnd mit dem Gesicht zur Erde fiel mit ausgestreckten Armen, so als wolle sie den Erdball umarmen, voller Verzweiflung, krampfhaft schluchzend. Sie war gerade einmal sechzehn Jahre alt und zusammen mit ihrer Mutter mobilisiert worden, die ihren zwölfjährigen Sohn auch inoffiziell mitgenommen hatte. Diese Lehrerfamilie kannte ich gut und die Trennung von ihnen tat mir sehr weh.

Siebzehn Kilometer weiter flussabwärts lag am hohen Ufer die Siedlung Werchne-Imbatsk. Sie bestand aus etwa vierzig Häusern, viele Einwohner kamen ans Ufer, als das Schiff anlegte. Insgesamt fünfzehn Familien mussten hier aussteigen. Mutter nahm Ljussja und eine Tasche und ging an Ufer. Vitalie sollte bei den Koffern auf dem Schiff bleiben, bis Ewald und ich unsere Bündel an Land getragen hatten.

...

Auf dem Jenissej schwammen dünne Eisgebilde. Es waren noch keine Eisschollen, man nannte das hier Schuga¹. Wir fischten weiter. Jetzt im September ging der Hering scharenweise. Mit einem Zug etwa 40-50 Kilo, ein kleines Fässchen voll. Aber man konnte ihn nur nachts fangen. Und die Nächte waren nun lang, kalt und frostig. Und wir waren barfuss. Barfuss! Die Einheimischen fischten für sich, sie hatten eigene Kähne und Netze und von jeher fischten sie die Heringe für ihren eigenen Bedarf. Erst wenn sie sich für den Winter ver-

¹ Schuga – russ.

sorgt hatten, lieferten sie Fische an den Staat, gaben diese im Lager ab und bekamen Geld dafür. Wir waren Sklaven, hierher gebracht, um Fische für den Staat, für die Front zu fangen. Das war unsere Pflicht. Die Einheimischen hatten zudem ihre Berufskleidung: Stiefel, die bis zum Gürtel reichten, wasserabstoßende Schürzen, Wattejacken, das hatten wir nicht. Wir waren gedemütigte, verbannte, rechtlose Sklaven. Wir mussten barfuß fischen.

Wir wagten es endlich, bei unserem Brotgeber nach Bekleidung für den Winter zu fragen. „Gibt es nicht! Verreckst du, wird es einen Faschisten weniger auf der Welt geben!“. Diener hatte zwar Stiefel, aber nur kniehohe. Er hatte beim Netzeziehen seine Arbeit am Land.

Um das zu verstehen, muss ich wohl das Netzeziehen erläutern. Eine Person geht am Ufer entlang, hält die Leine von einem Ende des Netzes. Drei von uns sind im Boot. Einer rudert das Boot in den Fluss, dabei werfen die zwei anderen das Netz aus. Einer die obere Seite des Netzes mit den Schwimmern, die aus Holzbrettchen bestehen, der andere wirft die untere Seite des Netzes mit den Senksteinchen. Beschwert von diesen bildet das Netz im Wasser eine senkrechte Wand. Nachdem das Netz ausgeworfen ist, dreht das Boot zum Ufer und an Land angekommen, ziehen wir zu dritt an der zweiten Leine das Netz ans Ufer.

Die Tugun-Netze waren nur 30-35 Meter lang, die Netze für die Heringe dagegen 120 Meter. Dazu kam die Strömung. Man musste sich schon tüchtig in die Seile legen, um das Netz an Land zu ziehen. Die nasse Leine glitt aus den erschlafften Fingern, aber wir mussten uns fester daran klammern. Blut trat aus den vielen Schwielen. Wir bissen die Zähne aufeinander, hielten die Leine fester und zogen das Netz an Land. Dabei floss das Wasser von der Leine und den Händen in die Ärmel bis zu den Ellbogen. Wenn die Leine herausgezogen war und das Netz aus dem Wasser erschien, mussten wir uns mit aller Kraft mit den Beinen in den Ufersand stemmen, um das Netz herauszuziehen. Dabei floss das Wasser vom Netz und den Händen auf den Bauch, rann vom Gürtel an den Beinen hinunter.

Wir hatten keine Gummistiefel und Lederschürzen, wie die Berufsfischer. Wir hatten nur unsere aus Kattun genähten dünnen Beinkleider, die schon beim ersten Netzzug völlig durchnässt an den Beinen klebten. Wir froren entsetzlich.

Der Ufersand, schon vom Frost erstarrt, war so kalt, das wir barfuss, wie wir waren, nicht mehr ruhig darauf stehen konnten. Wir trippelten ständig beim Netzeziehen, hoben bald den einen, dann den andere Fuß, damit diese wenigstens sekundenlang die beißende Kälte nicht fühlten. Das Wasser, auf dem die dünnen Schnee-Eisgebilde schwammen, schien uns warm im Vergleich zum Ufersand.

Wir klagten noch einmal der Obrigkeit, dass es nicht mehr auszuhalten wäre, barfuss zu fischen. „Aber jetzt ist der Heringsgang und es muss gefischt werden. Die Heringe ziehen in dieser Periode aus dem nördlichen Eismeer den Jenissej flussaufwärts zum Laichen. Die Frontkämpfer müssen Nahrung haben. Sie vergießen ihr Blut für euch, Verräter. Es ist eure Pflicht, das hier gut zu machen, was euer Hitler in Russland zerstört“. So fertigte man uns ab.

Wer von uns Deutschen hätte es gewagt, nicht zu gehorchen? Mir ist solch ein Fall nicht bekannt. Einmal erzählten uns Frauen, dass ein zwölfjähriger deutscher Junge in der Siedlung Alinsk es gewagt hätte, dem Beaufsichtiger zu widersprechen, da dieser, weil ihre Fischergruppe das Tagessoll nicht erfüllt hatte, sie fürchterlich beschimpft hätte. Der Aufsichtsführer hatte dem schwächlichen Jungen einen kräftigen Fußtritt in den Unterleib gegeben und sei fluchend von dannen gegangen. Der Junge war unter heftigen Schmerzen noch am selben Abend verstorben. Kein Hahn hat nach ihm gekräht. „Verreckst du, gibt's einen Faschisten weniger auf der Welt!“

Zuhause bleiben? Nicht zur Arbeit gehen? Sofort bekam man keine Brotration mehr und es drohte die Verhaftung wegen Sabotage. Jeden Abend fünf bis sechs Stunden bis spät in die Nacht zogen wir ein ums andere Mal das 120 Meter lange Netz mit den Fischen aus dem Fluss an Land, lieferten Heringe für die Front, für das Land, das uns so stiefmütterlich behandelte.

Eines Abends fischten wir bis weit nach Mitternacht. Es war eine sternhelle Nacht und eiskalt. Die Füße waren taub vor Kälte. Mit jedem Zug hatten wir gute Beute, wie noch nie zuvor. Unsere Fässer waren voll und Diener erlaubte uns, einen ganzen Eimer voll Heringe mit zum Lagerfeuer zum Essen zu nehmen.

Am Lagerfeuer hatten wir Stangen aufgestellt, um unsere nassen Kleider zum Trocknen aufzuhängen. Dann saßen wir am Feuer, spießten Heringe auf dünne Ruten, hielten diese über das Feuer zum Braten. Diesmal durften wir uns sattessen. Erwärmt, getrocknet und satt gingen wir in die Hütte. Wir legten auf unsere Decken noch Tannenzweige, damit es wärmer war.

Als wir am nächsten Morgen aufwachten, hatte das Wetter umgeschlagen. Ein rauer Nordwind blies und peitschte hohe Wellen auf, die brausend übereinander schlugen, sich aufbäumten, Gischt und Wasser hoch ausspuckten. Die unweit fischende Brigade war wahrscheinlich noch in der Nacht nach Hause gerudert. Jetzt war daran nicht zu denken. Auch fischen konnte man bei solchen Wellen nicht. Außerdem hatte unser Netz gestern Abend einige Löcher bekommen, es musste erst geflickt werden.

Unser Brot hatten wir bereits noch gestern aufgegegessen. Wir legten uns unter unsere Decken und versuchten zu schlafen. Am Nachmittag gab der Hunger uns keine Ruhe mehr. Wir erinnerten uns, dass der Kolchos höher am Ufer neben dem Wald ein Kartoffelfeld besaß. Die waren natürlich schon lange gerodet, doch in der Hoffnung, vielleicht noch einige Knollen auf dem Feld zu finden, gingen wir dorthin. Vergeblich suchten wir das Feld ab, fanden auf dem benachbarten Feld aber drei Futterrüben. Wir kochten sie und freuten uns ein warmes Mahl zu haben.

Auch am nächsten Tag blies der Wind so stark, dass auf dem Jenissej Wellen mit weißen Kämmen tobten. Wir konnten uns nicht auf das Wasser wagen. Und der Hunger plagte uns bitterlich. Diener gab uns keine Fische. Er hatte noch am Abend nach dem guten Fang alle Fässer versiegelt zum Abliefern, sie durften nicht aufgebrochen werden.

Gegen Abend kurz vor Sonnenuntergang ließ der Wind etwas nach und wir ruderten über den Fluss. Das Boot war mit den mit Fischen gefüllten Fässern voll beladen, deshalb konnten wir das Netz nicht mitnehmen. Wir stellten Stangen in einiger Entfernung vom Wasserrand auf, auf die wir das Netz zum Trocknen aufhängten, und glaubten am nächsten Morgen wieder herzukommen. Wir hatten keine Erfahrung mit dem Wetter. Die Einheimischen wussten genau, dass in dieser Zeit der Nordwind eine ganze Woche toben würde. Später lernten wir das auch, aber diesmal hatten wir alle Kräfte anzuspannen, um das schwer beladene Boot zum Dorf zu rudern. Wellen schlugen über Bord, drohten unser Boot zu verschlingen.

Zu Hause freute sich Mutter, dass wir unversehrt angekommen waren. Sie hatte sich große Sorgen gemacht, als sie die anderen Fischer des Dorfes zurückkommen sah, wir aber nicht gekommen waren und auf dem Jenissej so hohe Wellen vom Wind aufgepeitscht wurden. Am nächsten Morgen blies der Wind mit neuer Kraft, so dass wir eine ganze Woche nicht aus dem Dorf konnten. Wir hatten Ruhetage.

Diener hatte es verstanden, für sich eine andere Arbeit zu bekommen. Jetzt war Ewald der Brigadier. Und als sich der Wind endlich gelegt hatte, fuhren wir über den Jenissej unser Netz zu holen. Wir fanden es in kläglichem Zustand. Die Stangen waren umgekippt und das Netz in den Ufersand gefroren. Was tun? Auf einem Lagerfeuer erhitzen wir in Eimern Wasser und gossen es auf das Netz, um es aus dem vereisten Sand zu lösen, was nur mit einzelnen Stücken gelang. Wir mussten einsehen, dass wir es nicht schaffen würden, fuhren zurück ins Dorf und meldeten es dem Fischerei-Chef.

Gewettert und gefluht hat er, gedroht, uns vor Gericht zu stellen, weil wir als Saboteure das Netz absichtlich beschädigt hätten. Dann beauftragte er Diener, zusammen mit Ewald das Netz zu holen. Sie brachten klägliche Reste, vereinzelte Stücke. Von unserem kargen Lohn wurde uns einige Monate lang Geld abgezogen, doch zum Gerichtsverfahren wegen Sabotage kam es nicht. Der Chef hatte womöglich überlegt, dass ein Gerichtsverfahren Haft für uns bedeu-

tet hätte, dadurch hätte er drei Fischer verloren, die er aber dringend benötigte, denn auch von ihm wurde Planerfüllung gefordert.

...

Ende Juni gingen die Tugun-Fische sehr gut, wir lebten fast ausschließlich in einer Laubhütte am westlichen Ufer und fischten von früh bis spät. Beinahe hätte ich gesagt bis Sonnenuntergang. Aber wenn die Sonne am Horizont mit dem unteren Rand in das Jenissejwasser tauchte, wurde die Luft kühler und unsere Netze brachten anstatt Tugune wieder nur die ‚Rotzer‘, die wir im Gegensatz zu den Einheimischen, die sie wieder ins Wasser warfen, noch zu einer Suppe verwerteten. Diese Fischchen brauchen zu dieser Jahreszeit nicht ausgenommen werden, genau wie die Tugune, denn in ihrer Laichperiode fraßen sie nicht. Mutter drehte sie durch den Fleischwolf, fügte einen Löffel Mehl dazu und buk Küchelchen davon. O, wie herrlich das schmeckte! Und sie sättigten!

Jemand hatte eine Anzeige an den Fischerei-Chef geschrieben – später erfuhr ich dass es Udodow war –, dass wir nicht alle Fische von unserem Fang abliefern, sondern einen Teil für uns behalten würden. Eines Tages, kaum war ich nach Hause gekommen, traten hinter mir drei Männer in unsere Wohnung ein: der Kommandant, der Milizionär und der Fischerei-Chef. Sie sagten, dass sie nach den Fischen suchen, die ich angeblich heimlich vom Fang nach Hause bringe.

„Bitte“, sagte ich und zeigte mit der Hand auf das Schüsselchen mit den Kaulbarschen, das auf dem Holzklotz stand, der uns als Tisch diente. „Nein“, sagten sie, „wir suchen ein Fass mit Fischen.“ „Ein Fass steht oben auf dem Dachboden“, flüsterte der Finne ihnen zu.

Die Männer eilten die Leiter hinauf und kehrten verärgert und enttäuscht zurück. Dort in dem Fässchen war nur Bärlauch. Sie hatten

alles durchwühlt, aber keine Fische gefunden. Dennoch schimpften sie uns Faschistenbrut, drohten, wenn es sich herausstellen sollte, dass wir uns doch erdreisten würden, Fische zu stehlen, würde uns eine strenge Strafe drohen. „Die Fische sind Staatseigentum!“, war ihr abschließender Satz. Sie selber durften dieses ‚Staatseigentum‘ täglich essen, wir nicht!

...

Am dritten Tag arbeiteten wir bis in die späten Nachtstunden. Es galt die Reste vom Feld rasch wegzubringen. Ein Unwetter zog auf, und die Obrigkeit trieb zur Eile an, denn das Unwetter würde, wie hier im Herbst gewöhnlich, eine Woche anhalten. Das war eine schreckliche Nacht! Stockfinster, kein Sternchen am Himmel, kein Lichtschimmer, der Wind wurde immer stärker. Wir ruderten aus Leibeskräften, doch die hohen Wellen hemmten das Vorankommen, schlugen mit Wucht an die Bordkanten und schwappten reichlich Wasser ins Boot. Wir konnten das Wasser nicht herausschöpfen, denn alle Hände wurden zum Rudern benötigt.

Es sollte die letzte Überfahrt unserer drei Kähne an diesem Tag sein. Unser Boot war als Erstes beladen worden und vom Ufer losgefahren. Uns folgten weitere zwei Boote. Als wir am Ufer der Siedlung ankamen, schlugen auf dem Jenissej bereits hohe Wellen mit weißen Kämmen. Wir sahen unsere Kameraden nicht mehr und zündeten am Ufer ein Feuer zur Orientierung der uns folgenden Boote an. Eines von ihnen stieß endlich ans Ufer, das dritte blieb aus. Wir schrieten und riefen, doch nur das Rauschen des Windes und der dumpfe Wellenschlag war als Antwort zu hören. Einige von uns liefen in beide Richtungen das Ufer entlang in der Hoffnung, das Boot hätte an einer anderen Stelle angelegt. Endlich fanden wir eine der drei Frauen des dritten Bootes. Es war Alina, die Finnin, völlig entkräftet lag sie am Ufer, doch sie lebte noch.

Als die Wellen ihr Boot umgeworfen hatten, so erzählte sie später, war sie drauflos geschwommen und konnte mit letzter Kraft das Ufer erreichen. Die zwei deutschen Frauen aus diesem Boot waren ertrunken, eine hinterließ ein Söhnchen von vier Jahren, dessen Vater irgendwo im Arbeitslager im Ural verhungert war. Ammi Waigel, die Freundin dieser Frau, nahm das Kind in ihre Familie auf. Leider habe ich den Namen der Ertrunkenen vergessen.

...

Kurz vor Neujahr kam endlich wieder ein Dreieck-Brief von Vater, den er bereits im September geschrieben hatte, wieder mit einer neuen Anschrift, Nr. 231/15. Vater schrieb, dass er in einer Brigade sei, die im Wald Pilze und Beeren sammle für die Küche des Lagers, zudem sei er Wächter auf einem Kartoffelfeld. Mutter beruhigte dieser Brief. Sie hoffte, dass er es nicht zu schwer habe. Und beim Kartoffelroden werden immer Kartoffeln im Feuer gebraten, immerhin würde er so nicht mit ganz leerem Magen arbeiten müssen.

Viele Jahre später sollte ich mehr über diese Lagerküche erfahren. Die Deutschen in diesen Lagern bekamen morgens eine Frühstückssuppe aus Wasser, zwei-drei kleinen Kartoffelstückchen und einigen Brennesselblättchen darin. Man brauchte zum Essen keinen Löffel, die Trudarmisten tranken diese Suppe über den Rand ihres Essnapfs aus. Solche ‚Suppe‘ brachte keine Sättigung, sondern der Magen wurde davon gereizt und das Hungergefühl noch stärker.

Das Mittagessen wurde ihnen in den Wald gebracht. Wieder eine solche Wasser-Suppe und sogar einen zweiten Gang: genau einen normalen Esslöffel voll Hafergrütze, dazu einen Fingerhut voll Öl.

Gewöhnlich fügten die Männer diesen Löffel Grütze ihrer Suppe zu, die immer noch so dünn war, dass man sie über den Gefäßrand austrinken konnte. Manchmal fanden die Männer in der Suppe einige

Teile von einem Fischkopf. Oft waren diese Fischköpfe bereits stinkig, doch die Männer aßen alles, denn Hunger tut weh! Und sie leckten danach sogar mit dem Finger den Essnapf aus, damit nicht ein Krümelchen verloren ging.

Abends bekamen die Trudarmisten außer der Suppe auch ihre Brotration. Das Brot war nass und schwer, 800 Gramm bei Sollerfüllung waren ein kleines Stück. Nicht jeder hatte so viel Willensstärke, dieses Stück nicht sofort restlos aufzuessen, sondern etwas für den Morgen aufzubewahren. Dabei musste dieses Stückchen auch noch vor Dieben – den ausgehungerten Leidensbrüdern – gut versteckt in einer Brusttasche am Körper die Nacht über bis zum Morgen bewahrt werden.

Wenn die Brigade ihr Arbeitssoll nicht erfüllte, wurde die Brotration gekürzt. Das war der Anfang zum völligen Niedergang, zum Tod. Im Sommer ließen einige klügere Lagerchefs Kartoffelfelder anlegen, Beeren und Pilze sammeln, um die Ration der Arbeiter etwas aufzubessern. Sie hatten für die Erfüllung des Arbeitsplans zu sorgen, die vorgeschriebene Menge an Holzstämmen zu liefern und bekamen von oben keine größeren Verpflegungsmengen zugeteilt.

Das alles schrieb Vater in seinen Briefen damals nicht, er redete uns weiterhin Mut zu und machte uns Hoffnung. Ich habe dies erst nach Gorbatschjows Glasnost in Vaters Tagebüchern und in einigen Erinnerungen ehemaliger Trudarmisten lesen können. Und ich bin Vater dankbar, dass er unsere Mutter vor dieser grausamen Wahrheit verschont hat.

Zu Neujahr war in Werchne-Imbatsk im Klubgebäude eine Versammlung angesagt. Mutter bestand darauf, dass Ewald und ich zu dieser Feier gingen. Das Klubhaus war ein einfaches größeres Holzhaus mit einem einzigen, für jene Verhältnisse ziemlich großen Saal, etwa 60 Quadratmeter, mit einer kleinen Bühne. Primitive Holzbänke boten Platz zum Sitzen. An den Wänden prangten die üblichen Sprüche: Alles für die Front! Planerfüllung ist unsere Pflicht!

Die Einheimischen, viele Griechen und auch Deutsche hatten sich versammelt. Die Obrigkeit sprach von unserer heiligen Pflicht, all

unsere Kraft für die Unterstützung der Frontkämpfer zu geben. Dann wurden die Bänke an die Wände gerückt, damit die Mitte des Saals zum Tanzen frei wurde.

Die Einheimischen tanzten in Reigen, wie vor hundert Jahren, sangen Volkslieder. Ich erlebte an diesem Abend wunderbare, uralte russische Volkskunst, wie ich sie bisher nur in Filmen gesehen hatte. Hier gab es jedoch eine natürliche traditionelle russische Kultur, ich war begeistert, wie gut sie gepflegt und erhalten geblieben war.

Und plötzlich stürzten reichliche Tränen aus meinen Augen. Ich eilte auf die Straße, fort, nach Hause, damit niemand das sehen würde. Ewald folgte mir. Heftiges Schluchzen erschütterte meinen ganzen Körper. Ich konnte nichts dagegen machen, mich nicht beruhigen. Ich versuchte mein Schluchzen zu unterdrücken, damit Mutter sich nicht aufregen würde. Doch je mehr ich mich bemühte, desto heftiger wurde es.

So trat ich ins Zimmer. Mutter fragte erschreckt, was passiert wäre. Ich konnte nicht antworten, entkleidete mich und legte mich ins Bett, zog die Decke über den Kopf. Damals konnte ich den Grund meiner Tränen nicht in Worte fassen. Es war ja nichts an Handgreiflichkeiten an diesem Abend passiert, niemand hatte mich angedredet oder beleidigt, kein grobes Wort war gefallen, nicht einmal die üblichen Beschimpfungen der Deutschen hatte es gegeben. Erst viele Jahre später wurde mir klar, was an diesem Abend passiert war. Ich hatte gesehen und erlebt, dass die Russen ihre Volkskultur pflegen und lieben durften, hatte die Schönheit und auch Wichtigkeit dieser Kultur gespürt. Doch uns Deutschen, auch mir persönlich, hatte man all dies geraubt, damit auch ein Stück unserer Identität, ein wichtiges Stück auch meines Lebens. Wahrscheinlich konnte Mutter das nachvollziehen. Sie hat mich an diesem Abend und auch später nie nach dem Grund meiner Tränen gefragt.

...

In dieser Zeit war Vater mit dem Dampfer ‚Spartak‘ von Krassnojarsk nach Werchne-Imbatsk gekommen.

Ich war ein Mann in besten Jahren,
doch hungrig, elend, arm und schwach,
als mich ‚Spartak‘, der alte Dampfer,
hinauf zum hohen Norden bracht.
(D. Hollmann. *Mein Leidensweg*)

Wie viele deutsche Trudarmisten war Vater im März 1944 durch eine Akte einer medizinischen Kommission als zur Arbeit untauglicher Schwächling – russisch nannte man diese Menschen Dochodjaga – abgeschrieben worden. Mit einer Bescheinigung der NKWD-Behörde des Arbeitslagers ausgerüstet, die ihm erlaubte vom Wjatlag Gebiet Kirow bis Tjuchtet, Region Krassnojarsk fahren zu dürfen, einer Fahrkarte für diese Reise und einer Brotration für drei Tage, hatte er am 13. April 1944 das Arbeitslager verlassen dürfen.

Vater erzählte uns nie, wie es ihm in den Jahren des Trudarmeelagers ergangen ist. Er erzählte auch nie, wie er die anderthalb Monate nach seiner Beurlaubung aus dem Lager bis zu seiner Ankunft in Werchne-Imbatsk verbracht hatte.

Doch zurück zu der Zeit, als Vater in Tjuchtet angekommen war, keine Brotkarte, kein Geld, kein Obdach hatte. In der NKWD-Kommandantur bekam er eine Lebensmittelkarte. Hier stellte er den Antrag, zu seiner Familie in Werchne-Imbatsk am Jenissej fahren zu dürfen. Der Beamte meinte, das sei ein hoffnungsloses Unterfangen. Doch Vater berief sich auf die Zeilen in seinem Beurlaubungsdokument, in dem es hieß: Beurlaubt zur Erholung bei der Familie.

„Na gut, gib mal deinen Antrag, große Hoffnung brauchst du nicht hegen, jedenfalls wird es eine Zeitlang dauern, bis Antwort von oben kommt“, sagte der Kommandant.

Mühsam gelang es Vater nun, sich in der Zeit des Wartens in Tjuchtet durchzuschlagen. Überaus bescheiden, wie er war, klopfte Vater schüchtern an einem Haus, wo der Zaun umgefallen war, und

bat um Erlaubnis, diesen ausbessern zu dürfen. So verdiente er sich die erste Mittagssuppe. Ein anderes Mal hackte er Holz für ein altes Mütterchen, deren Versorger an der Front gefallen war. Einmal erkannte ihn eine einheimische Frau, in deren Nachbarschaft wir 1942 gewohnt hatten. Sie gab ihm Essen und fragte ihn nach allen seinen Familienmitgliedern aus. Diese wenigen Einzelheiten erzählte mir Vater später einmal, 1980, mit knappen Worten. Doch ich konnte daraus schlussfolgern, wie er sich die anderthalb Monate in Tjuchtet kümmerlich durchgeschlagen hatte. Wahrscheinlich schämte er sich, uns zu erzählen, wie weit er in diesen Wochen heruntergekommen war, zudem wollte er uns ja niemals mit traurigen Berichten betrüben. Vielleicht aber war es für ihn auch zu aufrührend, all das noch einmal in Erinnerung zu rufen. Viele Jahre später, zur der Zeit, als Präsident Michail Gorbatschow Glasnost und Perestrojka in Russland eingeführt hatte, und gelegentlich auch Berichte über die Trudarmee-Lager in den deutschsprachigen Zeitungen ‚Neues Leben‘ und ‚Freundschaft‘ erscheinen durften, fragte ich meinen Vater öfter über das, was ich darüber gelesen hatte. Er antwortete stets nur kurz und einsilbig, bestätigte die kurzen und sehr bescheidenen Erinnerungen ehemaliger Trudarmisten an ihr Trudarmee-Leben. In seinen Tagebüchern, die er kurz vor seinem Tod meinem Sohn Rudolf Bender übergab, gibt es allerdings genügend Aufzeichnungen aus der Trudarmee-Periode über das Leiden seiner Mitgefangenen. So kann ich mir ein relativ geschlossenes Bild über den Wahnsinn dieser Lager machen.

Zwei oder drei Nächte fand Vater damals in Tjuchtet Herberge bei deutschen Frauen, die zusammen mit unserer Familie in demselben Waggon aus Engels nach Sibirien gebracht worden waren. Aber er suchte Arbeit, um Geld für die Reise an den Jenissej zu verdienen.

An einem der nächsten Markttag traf er dort Leute aus dem Dorf Mirosslawka. Die Brigadierin mit der rauen Stimme erkannte ihn, fragte ihn aus und lud ihn ein, mit ihrer Fuhre nach Mirosslawka zu kommen. Sie gab ihm Arbeit und er durfte in einem Badehäuschen wohnen und sich etwas erholen. Seine Füße waren immer noch sehr

geschwollen. Erst in Krassnojarsk konnte er sich auf dem Markt ein Paar Gummischuh-Überzieher kaufen, die jedoch eine Nummer größer sein mussten, damit seine geschwollenen Füße überhaupt hineinpassten.

Ende Mai sprach er erneut im Amt des Kommandanten vor und bekam tatsächlich die Erlaubnis, Tjuchtet zu verlassen und mit dem Schiff bis Werchne-Imbatsk zu fahren. Dort sollte er sich beim Kommandanten melden.

In den sechziger Jahren, als ich in der deutschsprachigen Zeitung ‚Freundschaft‘ (Kasachstan) arbeitete, rief mich einmal Leo Marx, der zu dieser Zeit Leiter der Abteilung Literatur war, in sein Arbeitszimmer und reichte mir schweigend einige mit Hand beschriebene Seiten. Der Text war vom Chefredakteur Alexej Debolsky (Schmeljow) durchgestrichen und zum Druck nicht erlaubt.

Der Autor dieses Textes schrieb, dass er, aus der Trudarmee entlassen, im Mai 1944 seinen ehemaligen Lehrer, den Dozenten der Deutschen Pädagogischen Hochschule Engels, Dominik Hollmann, am Flussufer des Jenissej bei der Stadt Krassnojarsk in Sibirien in erbärmlichem Zustand getroffen hatte. Beide – der Autor und Hollmann – haben auf den Dampfer gewartet, um zu ihren Familien am unteren Jenissej zu fahren. Die Nächte waren noch sehr kalt, die ärmlichen Wattejacken konnten die abgemagerten Männer unter freiem Himmel nicht warm halten. Und sie hatten deutsche Leute aufgesucht, diese gebeten, sie für zwei Nächte zu beherbergen. Die Frau hatte die gepflegte deutsche Muttersprache aus dem Mund der vor ihr stehenden verkommenen Kreatur angehört. Mitleid und Angst waren wohl ihre Gefühle. Hatte doch Vater wie ein Strolch ausgesehen: Verblasste, abgetragene Soldatenhosen, auf den Knien mit ungeübter Hand aufgenähte Flicker, die abgetragene Wattejacke, an den Füßen anstatt Schuhe Birkenrinde, die mit Draht angebunden war.

Die Frau hatte seinen Ausweis gefordert, Vater hatte ihr die von der NKWD Tjuchtet ausgestellte Bescheinigung gezeigt, die dem

Sonderaussiedler Dominik Hollmann erlaubte, von Tjuchtet bis Werchne-Imbatsk zu fahren. Damals das einzige, aber sehr wichtige Dokument des in Lumpen gekleideten Schriftstellers und Dozenten, den viele Wolgadeutschen kannten und achteten.

So weit der von Schmeljow kreuz und quer durchgestrichene Text des mir unbekanntem Autors. Leo Marx durfte ihn mir nicht überlassen, er fürchtete unangenehme Reaktionen seitens des Chefredakteurs. Und Kopiergeräte gab es damals in der Redaktion nicht. Dennoch, tausendfachen Dank an Leo Marx, an den Autor jenes Textes und an die unbekanntedeutsche Frau, die meinen Vater damals für zwei Nächte beherbergt hat.

Als Vater in Werchne-Imbatsk aus dem Schiff an Land ging, suchte er zwischen all den Menschen mit den Augen nach uns. Doch wir waren nicht da. Ewald war seit einigen Monaten bei Turuchansk zur Arbeit eingesetzt, ich war als Lastträger und Treidler auf dem Jela-guj, und Mutter lag krank danieder. Ihr Herzleiden war so schlimm geworden, dass sie kaum einige Schritte machen konnte. Vitalie und Ljussja waren allein zur Anlegestelle gegangen. Schüchtern standen sie etwas abseits von der großen Menschenmasse und schauten, ob sie Vater aussteigen sehen würden. Viele Menschen entstiegen dem Schiff, Soldaten auf Krücken oder mit leerem Ärmel, auch besser gekleidete Passagiere. Frachten wurden an Land getragen. Vater, einen Mann mit weißem Hemdkragen, Krawatte und Velvet-Jacke, eine Aktentasche unter dem Arm, so wie sie Vater in Erinnerung hatten, sahen sie nicht. Beinahe wäre auch er an den zwei bleichen stillen Kindern vorbeigegangen. Plötzlich stand er vor ihnen: „Vitalie, Ljussja, meine Kinder!“ Ljussja versteckte sich vor dem ihr fremden Mann hinter dem Bruder.

Das Wiedersehen mit den Lieben
war weniger als freudenreich:

Es lag die Gattin krank danieder,
die Kinder waren stumm und bleich.

(D.H. Mein Leidensweg)

Die Freude, endlich wieder zusammen zu sein, war zwar getrübt durch den Zustand der Familienmitglieder, doch wieder war es Vater, der uns allen Mut zusprach: „Jetzt, zusammen, werden wir es schaffen.“

Noch war Vater entkräftet, die Beine geschwollen und Skorbutwunden nicht nur an den Beinen, auch am Rücken, noch stolperte er über seine geschwollenen Füße, aber die Urlaubsfrist, die man ihm im Arbeits-Lager Wjatlag bewilligt hatte, war längst zu Ende. Der lokale Kommandant wollte über Vaters weitere Beurlaubung aber nicht entscheiden. So musste Vater 300 Kilometer weit ins Rayonszentrum Turuchansk zum obersten Kommandanten fahren. Er nahm Mutter mit, um sie dort den Ärzten vorzuführen und Medizin für sie zu bekommen. Er hegte die Hoffnung, eine Erlaubnis zu erhalten, aus dem hohen Norden in eine Gegend Sibiriens mit milderem Klima umsiedeln zu dürfen.

Während meine Eltern in Turuchansk waren, war ich von einer meiner Fahrt mit der Treidler-Brigade nach Werchne-Imbatsk zurückgekehrt, musste aber schon zwei Tage später wieder mit dem neu befrachteten Kahn fort, ohne Vater gesehen zu haben. Und meine zwei kleineren Geschwister waren auch all diese Zeit allein.

In Turuchansk entschied der Kommandant: „Geh zu deiner Familie, du hast noch nicht wieder genügend Kräfte gesammelt, und übrigens, in Werchne-Imbatsk gibt es die Trudarmee auch.“ So durfte Vater bei der Familie bleiben.

Die Ärzte untersuchten Mutter und bezeugten, dass Mutters Gesundheitszustand äußerst bedrohlich war, sie eine weitere Polarnacht kaum noch überstehen würde. Vater ging erneut zum Kommandanten, der aber entschied schroff: „Ein neues Herz wird man ihr wohl nirgends einsetzen. Und außerdem, sei froh, dass du bei deiner Familie bleiben darfst“.

...

Ab dem Frühjahr 1945 brannte Ewald Teer am linken flachen Jenissejufer, stellte Fallen auf Füchse und fischte im See. Ich fällte Bäume im Wald auf der Bergseite. Vitalie besuchte die vierte Klasse. Vater war Verkäufer. Ljussja war fast den ganzen Tag allein zu Hause. Ich kam erst abends nach Hause. Gelegentlich konnte Vater eine halbe Stunde zu ihr kommen, ihr Essen geben und einige Worte mit ihr wechseln. Manchmal spielte sie mit Nina O.

Der Tod unserer Mutter hatte das Mädchen so stark berührt, dass sie nicht immer Lust zum Spielen hatte. Lieber saß sie allein und in sich gekehrt auf der Pritsche. Vater versuchte sie zu zerstreuen, nahm sie daher auch manchmal mit auf seine Arbeit. Das durfte aber nicht sein. Uns wurde so vieles verboten. Wenn ich abends aus dem Wald nach Hause kam, wollte sie mir helfen, das Abendbrot bereiten, wollte Kartoffeln schälen. Ich nahm sie in die Arme. Sie schmiegte sich an mich, still, ohne Klagen, ohne zu weinen, wortlos.

Am 2. Mai 1945 gab sich die Eisdecke des Jenissej bei Iskup einen kräftigen Ruck – das Zeichen, dass in etwa zwölf Stunden der Eisgang beginnen würde. Schon vier Wochen lang war unsere Siedlung von allen anderen durch die breiten Wasserstreifen, die sich vor dem Eisgang zwischen der Eisdecke und dem Ufer gebildet hatten, abgeschnitten. In Iskup gab es weder Radio noch Telefonverbindung, von Post und Zeitungen nicht zu reden. Erst am 11. Mai ließ der große Eisgang auf dem Jenissej bei Iskup etwas nach. Am selben Tag kam ein Bote zu Fuß aus Werchne-Imbatsk und rief schon von weitem das eine Wort: „Pobeda! Sieg!“ Nicht am 8. oder 9. Mai 1945, sondern am 11. Mai erfuhren auch wir endlich, dass der Krieg zu Ende war und die Sowjetunion gesiegt hatte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Freudenachricht in der Siedlung. Aus allen Häusern liefen die Menschen zur ‚Schule‘, dem Zimmer, das als Schule, Klubhaus und Versammlungsraum genutzt wurde. Freude leuchtete auf allen Gesichtern. Die Menschen lachten, riefen einander die Nachricht zu, Freudentränen liefen reichlich

über die Wangen: Endlich! Endlich hatten wir das Elend überstanden! Jetzt, jetzt bald würden wir Deutschen nach Hause zurück dürfen, in unsere von den Großvätern gebauten Häuser, in unsere Heimdörfer an der Wolga. Jetzt bald würden wir unsere in ganz Sibirien verstreuten Familienmitglieder und nahen Verwandten wiederfinden können! Endlich würden unsere Ehegatten, Väter und Söhne zu uns kommen! Endlich würden wir nicht mehr erniedrigt und beschimpft werden! Endlich würde Schluss mit Leid und Elend sein!

Inmitten des allgemeinen Jubels trat Maria Simon ein und brachte eine weitere freudige Nachricht mit: Das Pferd des Artels hatte soeben ein gesundes Fohlen zur Welt gebracht. Marias Mutter war Wärterin der drei Pferde des Artels. Spontan wurde einstimmig beschlossen, das Fohlen „Pobeda“ zu nennen. Dieses zweite Ereignis erinnerte uns an unsere Pflicht. Das Arbeitssoll musste erfüllt werden! Jetzt würden wir noch besser arbeiten!

...

Die Verbindung unseres Artels mit dem Kolchos Tschulkowo wurde in diesem Sommer häufiger. Wie schon erwähnt, hatte unsere Wirtschaft Pferde in Tschulkowo zu holen. Dazu wählte Müller die kräftigsten Mädchen und den Jungen Alexander Kalbin, der inzwischen zu Kräften gekommen und der beste männliche Arbeiter in unserem Frauenartel war. Ich gehörte auch zu der Transportgruppe.

In Tschulkowo wurden wir schon am Landungsplatz von einer Gruppe Jugendlicher freudig empfangen, denn in dem eintönigen Leben hier war die Ankunft eines Kahns immer ein freudiges Ereignis. Hier trafen wir viele Mädchen wieder, die wir von dem Kuba-Winter her kannten. Auch die bekanntesten Jungen dieser Siedlung – Wanjka Hahn und Rudolf Bender waren da.

Ein schwächtiges Kerlchen, Andrejka, war dabei und plapperte immerzu im wolgadeutschen Dialekt. Fehlerlos. Ich erfuhr, dass er

ein eingeborener Russe aus Tschulkowo war, aber aus Spaß von den Deutschen sehr schnell Deutsch sprechen gelernt hatte.

Ein kleines Mädchen kam zu uns ans Ufer: „Das also ist meine Schwägerin!“ Dabei schaute sie mich neugierig an. Das etwa neun-jährige Mädchen, schwarzes Haar, schwarze Augen, sehr beweglich, erzählte uns ohne Aufforderung alle Neuigkeiten des Dorfes und sang einige russische Tschastuschkis¹ - zum Beispiel:

Willst du dich mit mir befreunden,
komm zum Berg heut Abend hin,
einen Eimer voll Kartoffeln
und ein Brotlaib bringe mit.

Die Kleine war so der Mittelpunkt der Versammelten und ich war offensichtlich schon als Braut des in Tschulkowo begehrtesten Bräutigams bekannt. So fühlte ich mich keinesfalls, denn bis dato hatte ich überhaupt noch keine Heiratspläne, mit Rudolf hatte ich noch nie über Liebe gesprochen, ja, ich war noch nie allein mit ihm gewesen.

Am nächsten Tag fuhren wir mit unserer Fracht nach Iskup zurück. Vor Pferden hatte ich auch jetzt noch immer schreckliche Angst. Außerdem war die Fahrt mit einem Kahn über den etwa drei Kilometer breiten Jenissej schon gefährlich, aber mit Pferden, die unruhig auf dem Wasser wurden, war es doppelt gefährlich. Ich ruderte aus Leibeskräften, schaute nicht über Bord, um die Wellen nicht zu sehen. Ich sah auch nicht zu den Pferden, die nur einen halben Meter von mir entfernt standen. Ich ruderte, ruderte, ruderte, um so schnell wie möglich wieder an Land zu kommen.

Das Neujahr 1947 feierten wir im neuen Klubgebäude. Der für unsere Verhältnisse große (5x9 Meter) Saal hatte auf beiden Längswänden je sechs Fenster und es gab sogar eine kleine Bühne. Für die Fenster und die Bühne wurden Vorhänge gekauft. Müller hatte auch ein kleines Bühnenstück besorgt.

¹ Tschastuschkis – russische scherzhafte oder bissige Vierzeiler

Ich hatte die Männerrollen abgeschrieben und den Schauspielern – den Jägern – in die Taiga geschickt. Ewald leitete dort das Einüben der Rollen. Richard Rusch konnte gut schauspielern, aber nicht Russisch lesen. Ewald half ihm, den Text zu lernen. Die deutschen Mädchen konnten alle selber ihre Texte auswendig lernen, nur Katja musste ich helfen. Ich bekam auch eine Rolle, hatte aber kein für die Rolle erforderliches Kleid. Maria Karle, die ehemalige Erzieherin eines Kindergartens an der Wolga, lieh mir ihres für die Vorstellung aus.

An Silvester wurde ein prächtiger Tannenbaum in die Saalmitte gestellt. Tannen gab es hier jede Menge rings um die Siedlung. Aber ein geschmückter Tannenbaum im Zimmer, das weckte schon fast vergessene Erinnerungen an die in frühester Kindheit erlebten Weihnachtsfeste. Die mit ihren Müttern 1942 deportierten Kinder waren nun herangewachsen. Sie hatten in den letzten Jahren nur Elend erlebt. Wir wollten ihnen endlich zumindest ein fröhliches Neujahrsfest bieten, durfte die Weihnacht doch immer noch nicht gefeiert werden. Und nicht zuletzt uns Erwachsenen selbst wollten wir eine freudige Erinnerung bereiten.

Da stand das wunderschöne Tannenbäumchen, doch womit sollten wir es schmücken? Es gab keine Kerzen, nicht einmal buntes Papier, aus dem man bunte Fähnchen oder Ketten hätte basteln können. Jemand erinnerte sich an vergoldete Nüsse, Äpfel und bunte Bonbons, an selbstgebackene Kekse in Form von Gälchen und Männchen. Doch all das gab es hier nicht.

Wir suchten jeder, was er irgendwie an bunten Flickern und Lappen auftreiben konnte, bastelten daraus Fähnchen. So geschmückt erfreute das Bäumchen unsere Gäste, die erst vor einigen Stunden aus der Taiga, von der Kuba und Karmany ins Dorf zurückgekehrt waren. Schon, dass sie endlich wieder mit ihren Familien zusammen sein konnten, miteinander reden, sich ordentlich waschen, etwas anderes als die wattierten Männerhosen anziehen konnten, stimmte sie feierlich.

Der Abend begann mit unserer Aufführung. Obwohl wir das Bühnenstück nur ein einziges Mal gemeinsam geübt hatten, lief die Aufführung reibungslos über die Bühne und wir ernteten stürmischen Beifall. Dann wurden die fünf selbst gemachten Kerzen am Tannenbaum entzündet, Müller hatte irgendwo etwas Wachs ergattert. Groß und Klein tanzten einen Reigen um den Tannenbaum. Vater hatte wieder kurze gereimte Grußsprüche verfasst, die er genau um 24.00 Uhr vortrug. Schon am 3. Januar in aller Frühe begaben sich die Jäger, Fischer, Holzfäller wieder zu ihren Einsatzorten.

...

So in unsere Tagespflicht und unsere privaten Arbeiten vertieft, merkten wir nicht, dass schon einige Wochen verstrichen waren. Da kam eines Abends Kapiton zu Rudolf und zeigte ihm ein Telegramm, das er vom Kommandanten aus Werchne-Imbatsk erhalten hatte. „Die geflohene Verbannte Ida Hollmann ist unverzüglich unter Bewachung nach Werchne-Imbatsk zu bringen!“

Was war zu machen? Die Kolchosverwaltung beorderte Rudolf und Wanjka Hahn als Ruderer. Mit mir als Verhaftete und Kapiton als Bewacher fuhren wir am nächsten Morgen früh mit einem Kahn los. Stromabwärts konnten wir ohne Übernachtung in Borodino oder Iskup schon am nächsten Vormittag in Werchne-Imbatsk an Land gehen.

Kapiton begleitete mich in das Kabinett des Kommandanten, Rudolf und Wanjka durften nicht mit. Der Kommandant legte seinen Revolver vor sich auf den Tisch und begann zu schimpfen. Er ließ mich überhaupt nicht zu Wort kommen. Erst nachdem er seinen ganzen Vorrat an Beschimpfungen und die üblichen Beschuldigungen des Verrats, Spionage und Gott weiß was noch ausgefeuert hatte, stellte er mich zur Rede.

Ich sagte: „Da haben Sie wohl mein Schreiben nicht erhalten, das ich vor meiner Abreise von Iskup nach Tschulkowo brieflich geschickt und um Ihre Erlaubnis zur Übersiedlung gebeten hatte?“

Er parierte: „Aber du hast meine Erlaubnis nicht abgewartet, bist folglich ohne meine Erlaubnis gefahren. Geflohen! Du hast das Gesetz verletzt und ich werde dich noch heute mit einem Boot nach Turuchansk ins Gefängnis bringen.“

Darauf entgegnete ich prompt: „Dorthin werden Sie mich nicht bringen, eher springe ich vom Boot und ertrinke im Jenissej, als eingekerkert zu vegetieren!“

Ob ihn meine Entschlossenheit nun überraschte oder er sich mehr aus sachlichen Überlegungen meldete, jedenfalls sagte Kapiton dem Kommandanten, der Kolchos wäre nicht daran interessiert, eine gute Arbeiterin zu verlieren. Auch Rudolf sei ein vorbildlicher Arbeiter und dessen Verdienste am Kolchos sollte man berücksichtigen und mich zur Bestrafung nur verwarnen.

Mit äußerster Strenge ermahnte mich der Kommandant tatsächlich nur, sagte, dass ich mir so etwas nie mehr erlauben sollte und dass ich einzig dem Kapiton, der ein Kriegsinvalid sei, zu verdanken habe, dass ich nicht eingesperrt würde.

Am nächsten Morgen früh traten wir den Heimweg an. Das ganze Theater war ausschließlich inszeniert worden, um uns ein weiteres Mal zu zeigen, was wir Deutsche eigentlich wären, und bot dem Kommandanten noch einmal die Gelegenheit, seine Macht uns gegenüber zu demonstrieren. Ein Zeus! Er konnte einen in die unterste Hölle schleudern oder ‚leicht‘ erschreckt laufen lassen.

Da wir nicht immer die Möglichkeit hatten, nach Werchne-Imbatsk zu kommen, nutzten wir diese Gelegenheit und registrierten unsere Ehe im Dorfrat. Frau Haag war unsere Trauzeugin.

...

Mit Sehnsucht warteten wir auf den Frühling. Und auf einen Brief von Rudolfs Vater mit neuer Erlaubnis zur Vereinigung der Familie. Der erste Dampfer kam am 10. Juni und brachte das langersehnte Schreiben des Kommandanten aus dem Ural, der den Regierungsbeschluss über Familienzusammenführung der verbannten deutschen Familien mit ihren Männern in der Trudarmee enthielt und die Familienzusammenführung des Trudarmisten Kaspar Bender beantragte.

Mit diesem Schreiben fuhr Rudolf in das Rayonzentrum zum Obersten Kommandanten des Rayons Turuchansk, um dort die Erlaubnis der Familie Bender zur Übersiedlung von hier zum Familienoberhaupt in die Stadt Krassnoturjinsk zu erhalten. Der Kommandant hatte seinen Spaß, Rudolf mit Kerkerhaft wegen eigenmächtigen Verlassens des Verbannungsorts zu drohen. Aber wie hätte Rudolf den Kommandanten denn sonst sprechen sollen, wenn er nicht zu ihm hingefahren wäre? Absurd – und geflohen war er erst recht nicht, denn er hatte ja den Kommandanten aufgesucht.

Nachdem dieser sich ausgetobt hatte, gab er endlich das entsprechende Dokument zur Übersiedlung von Iskup bis Krassnoturjinsk. Als Rudolf mit dem Dampfer nach Iskup zurückkehrte und uns die Erlaubnis zeigte, konnten wir es erst nicht glauben. Immer wieder vergewisserten wir uns, lasen das Dokument wiederholt. Wir waren so aufgeregt: Wir durften von hier weg! Wir durften den Verbannungsort verlassen! Den Ort, wo unsere Jugendjahre verflossen sind. Die Jugendjahre, die so oft als schönste Jahre des Lebens besungen werden. Aber unsere Jugendjahre waren ständiger, alltäglicher harter Kampf ums Überleben.

Dieser breite Fluss, den man hier den Bruder des Ozeans nannte, war wunderschön, besonders wenn der rötliche runde Sonnenball in der Ferne bis zum Gürtel in die Flut tauchte und sich erfrischt vom Bad zum Lauf des neuen Tages erhob. Diese schönen unendlichen Wälder, die Tannen, besonders die Faulbeerbäume, die im Frühling so üppig blühten, als führten Bräute in Weiß ihren Reigen auf dem

blauen Teppich von Vergissmeinnicht um sie herum. Die wunderschönen, in allen Regenbogenfarben leuchtenden Polarlichter im Winter, und die vom Reif, wie mit weißem Spitzengewebe, bedeckten Birkenbäume! Doch es gab auch die andere Seite der Natur, der frostige Nordwind, der schaumbedeckte Wellen im Fluss aufpeitschte, die unseren Kahn bedrohten und ihn zu verschlingen drohten. Die Bären, die bis zum Dorfrand kamen und einige unserer Freunde und Bekannten getötet hatten. Trotz des großen Fischreichtums starben viele unserer Leute an Hunger, Kälte oder bei Unfällen auf der Arbeit. Bei aller natürlichen Schönheit gab es hier Menschen, die grausam zu uns waren, uns erniedrigten, beschimpften und auch schlugen.

Wir durften endlich diesen Ort verlassen, wo wir sechs Jahre unerträglich schwerer Arbeit, Hunger und Qualen dulden mussten. Wir waren nicht hinter Stacheldraht eingezäunt, aber die Wächter standen auch hier hautnah hinter jedem Deutschen, sodass wir keinen Schritt machen konnten, ohne dass das wachsame Auge des Kommandanten uns nicht verfolgte, ohne dass der Kommandant nicht wusste, was wir machten, wo wir waren und was wir redeten.

Wir durften weg von diesem Ort, an dem der Kommandant uns je nach seiner Laune von einen auf den anderen Moment vernichten konnte.

Wir durften von hier weg!

Nach Ende des Unterrichtsjahres hätte ich nach Igarka fahren sollen, um dort an der Pädagogischen Fachschule mein Examen abzulegen. Mit diesem Dokument wäre mein Lehrerberuf, den ich ja schon ausübte, offiziell bestätigt worden. Ich stand vor der Wahl, erst einmal zu dem Examen zu fahren oder sofort aus dem Polargebiet für immer zu verschwinden. Mit Mühen hatten wir das Geld für die Fahrt zu Rudolfs Vater in den Ural zusammenbringen können. Mein Vater hatte mir 300 Rubel für meine Fahrt nach Igarka, die weiter nordwärts am Jenissej gelegene Stadt, zum Examen gegeben. Doch mit dieser Fahrt hätte ich meine Bender-Familie für einen ganzen Monat von der Fahrt zu ihrem Vater aufgehalten, zumal man miss-

trauisch sein musste, ob der Kommandant seine Meinung innerhalb des Monats nicht wieder ändern würde und uns nicht wegfahren ließ. Ihm war alles zuzutrauen. Das wollte und konnte ich meiner neuen Familie nicht zumuten. Zudem hofften wir, dass es auch dort im Ural Fachschulen gab und die Möglichkeit, auf ihnen auch als Deutsche einen Beruf zu erlernen.

So endete am 1. Juli 1948 unsere Trudarmeezeit. Wir durften unsere Ration Hafergrütze und Zucker für den Monat Juli kaufen, die Brotration nur noch für zwei Wochen, verpackten unsere wenigen Habseligkeiten, verabschiedeten uns von den Landsleuten und fuhren mit einem Kahn, der gerade nach Ware geschickt wurde, von Iskup nach Werchne-Imbatsk zur Anlegestelle der Dampfer. Dort lagerten wir am Ufer und warteten auf den nächsten vom Jenissejunterlauf kommenden Dampfer, der uns südwärts bringen würde.

Zwei Tage dauerte es, bis der Dampfer kam, mit dem wir über 1100 Kilometer stromaufwärts bis zur Stadt Krassnojarsk fahren konnten. In diesen ersten Jahren nach Kriegsende fuhren so viele Menschen – ehemalige Eingekerkerte, vor dem Krieg Geflüchtete und viele andere vom Schicksal Gebeutelte, in diese Gegend Gebrachte –, sodass das Schiff jetzt Anfang der Sommerzeit voll besetzt war. Wir fanden keinen Platz zum Lagern. Erst nach einiger Zeit konnten wir uns irgendwo in eine Ecke neben einer Toilette kauern. Hinauf aufs Deck an die frische Luft zu gehen, wagten wir uns nicht, um nicht als Deutsche aufzufallen, zumal unsere Kleidung mehr als bescheiden war. Acht Tage fuhren wir so. Wegen Platzmangel konnten wir nur abwechselnd und nur sitzend schlafen.

In Krassnojarsk angekommen, eilten wir direkt zum Bahnhof. Das Gebäude und die Schienen waren nicht zu sehen, denn rings um den Bahnhof standen, lagerten und bewegten sich Tausende von Menschen, die alle mit der Bahn fahren wollten. Wie viele andere lagerten wir uns mit dem Gepäck direkt auf dem Platz vor dem Bahnhof auf der nackten Erde. Damals durfte man Fahrkarten erst nach Vorzeigen einer Bescheinigung über eine erfolgreiche Entlausung kaufen. Auch zu dieser Prozedur in einem Bad musste man

eine mehrstündige Menschenschlange ertragen. Mit der Entlassungsbescheinigung versuchte Rudolf am nächsten Morgen in aller Frühe, eine Warteschlange ausfindig zu machen zu dem Schalter, an dem man Karten für den Zug in unserer Richtung kaufen konnte.

Die Menschenschlange vor den Kassen war so lang und so eng aneinandergedrückt, dass er ganze zwölf Stunden dort anstand ohne Möglichkeit, irgendwie herauszukommen und sich von mir beim Warten ablösen zu lassen. Völlig ermüdet und über und über mit Schweiß bedeckt, kam er am 13. Juli 1948 gegen 17 Uhr wieder zu uns, in der Hand die heiß ersehnten Fahrkarten. „Schnell, schnell, unser Zug wird in 15 Minuten abfahren“, rief er schon von Weitem.

Die Eisenbahnobrigkeit hatte Probleme, die großen Menschenmassen abzutransportieren, deshalb wurden aus mehreren freien Güterwaggons jetzt zusätzliche Züge zusammengestellt und zwischen den planmäßigen Zügen eingesetzt. Das war unser Glück, denn so brauchten wir nicht noch eine Woche oder mehr hier zu warten. Doch Sorgen mussten wir uns angesichts unseres Lebensmittelvorrats machen, denn wir hatten nur noch einen Laib Brot, ein halbes Kilo Zucker und etwa zwei Kilo rohe Hafergrütze als Wegzehrung. „Macht nichts“, meinte Irene. „In den drei Tagen Fahrt bis zum Ural werden wir schon nicht verhungern“. Mit dem Zug hatten wir bis Swerdlowsk noch etwa 2.300 Kilometer zu fahren.

Als wir endlich das Gleis erreicht hatten, fauchte die Dampflok schon abfahrtbereit. Wir stiegen in den erstbesten Güterwagen, dessen Schiebetür weit offen stand. Der Wagen war bereits vollbesetzt, kaum noch ein Plätzchen vor der offenen Tür. Abgehetzt, atemlos vor Eile und Angst zu spät zu kommen, ließen wir uns auf dem Bretterboden nieder. Von der oberen Pritsche in der hinteren Ecke murrte eine Frau: „Zu voll!“ Jemand antwortete etwas halblaut: „Alle wollen fahren“. Aber das Gemeckere interessierte uns nur noch wenig, denn wir saßen im Zug! Wir hatten es geschafft!

Noch immer eilten Leute draußen am Wagen vorbei, die auch mitfahren wollten und Plätze in den Güterwagen suchten. Hast, Eile, aufgeregte Rufe, Fragen nach der Zugnummer „Ist das der 500-

Lustige?“ Wer diesen außerplanmäßigen Güterzügen damals diesen Namen gegeben hat, ist nicht wichtig. Hauptsache war jedoch, dass sie überhaupt fuhren, denn diese Züge haben viele bei Kriegsbeginn verschleppte Menschen nun nach Hause befördert.

Neben uns richtete sich ein junger Mann einen Sitz aus seinem Gepäck ein und nahm sein Bajan in die Hände. Genau in dem Moment, als der Zug sich in Bewegung setzte, begann der Musikant laut und feierlich den Marsch ‚Abschied der Slavin‘ zu spielen. Ich konnte meine Tränen nicht verheimlichen, sie liefen reichlich über meine Wangen. Und der Junge spielte und spielte, spielte auch noch andere Melodien, an die ich mich heute nicht mehr erinnern kann. Doch den ‚Abschied der Slavin‘ kann ich bis heute nicht vergessen. Jedes Mal, wenn ich diese Melodie höre, rührt sie mich bis ins tiefste Herz, erinnert mich an jenen Tag, meinen Abschied von Sibirien, von der Trudarmeeplage, den Abschied von meiner Familie, dem Vater und den Brüdern, von den Gräbern meiner Mutter und Schwester. Es war der Abschied von meiner Jugendzeit. Diese Musik begleitete mich weg von dem schweren Lebensabschnitt zu einem neuen mit Hoffnung auf ein besseres, lichter Leben.

...

Am 12. Oktober kam unsere erste Tochter zur Welt. Wir gaben ihr den Namen Frieda. Friede auf Erden! Mein Vater widmete ihr ein Gedicht: „Unsre kleine Frieda soll Friedensengel sein!“ Schön! Ein Symbol des so lange ersehnten Friedens. Und mag der Himmel immer rein und klar sein wie ihre hellen blauen Äuglein!

Einige Tage nach der Geburt besuchte uns ein benachbarter deutscher Mann, stellte unwichtige, simple Fragen und bemerkte wie nebenbei: „Das Kind, das Neugeborene, muss beim Kommandanten in die Listen eingetragen werden.“

„Wie? Das Kind ist doch nicht ausgesiedelt worden!“ Fast schrie ich es dem Mann ins Gesicht. In mir bäumte sich alles auf, ein Kind in die Liste der Verbannten eintragen! Mein Kind, mein Neugeborenes in die Liste der Spione, der Verbrecher! Ne-e-e-i-n!!! Aber als ich im Standesamt eine Geburtsurkunde für das Kind holen wollte, wurde mir diese mit der Begründung verweigert: „Ein Deutscher, gleich welchen Alters, ist beim Kommandanten anzumelden. Erst nachdem dieser die Erlaubnis gibt, kann die Geburt des Kindes registriert und die Geburtsurkunde ausgestellt werden.“

Was war zu tun? Ich ging zum Kommandanten. Der lächelte schadenfroh, reichte mir ein Blatt Papier und diktierte: „Ich, Bender Ida, geborene Hollmann, bitte die Kommandantur der NKWD meine am 12. Oktober 1948 geborene Tochter Frieda Bender in die Liste der Sondersiedler aufzunehmen.“ Ich bitte! Ich musste bitten, mein unschuldiges, neugeborenes Kind in die Liste der Deportierten einzutragen, bitten, es für sein ganze Leben als Verbrecher zu brandmarken!

Wir Deutschen hatten uns jeden Monatsanfang beim Kommandanten zu melden. Doch an einem kalten Novembertag, es regnete in Strömen, wurde uns befohlen, unverzüglich in die Kommandantur zu kommen. Noch mal? Das zweite Mal in diesem Monat? Und noch unverzüglich, bei Wind und Unwetter, wunderten wir uns. Als wir in die Kommandantur kamen, las der Kommandant uns einen neuen Regierungserlass, das Dekret des Obersten Sowjets der UdSSR vom 26. November 1948, vor, dass wir ehemaligen Wolgadeutschen nun **VERBANNT AUF EWIGE ZEITEN** sind und das Verlassen des Verbannungsorts ohne Sondergenehmigung der NKWD mit 20 Jahren Haft bestraft wird.

Und wir hatten so auf die Rückkehr in unsere Wolgadörfer gehofft, in das vom Vater oder Großvater gebaute Haus. Auf Rehabilitierung hatten wir gehofft. All die schweren Kriegsjahre hatten wir fleißig gearbeitet unter Aufwand all unserer Kräfte und auf Gerechtigkeit gehofft! Allein die Hoffnung gab uns die Kraft, alle Erniedrigungen und Schmähungen zu ertragen, alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Jetzt mit diesem Erlass war uns diese letzte Hoffnung genommen worden, hatte man sie rücksichtslos zertrümmert.

Zum Erlass gab es noch Erläuterungen vom Kommandanten: „Allein die Annäherung eines Deutschen an einen Bahnhof wird als Fluchtversuch betrachtet und entsprechend bestraft.“

Und ich überlegte: Wir sind ‚gleichberechtigte‘ Bürger der Sowjetunion. Wir dürfen arbeiten und wie alle anderen Bürger Lebensmittel in den staatlichen Geschäften kaufen. Wir dürfen an den gesetzlichen arbeitsfreien Tagen zu Hause bleiben. Auch Urlaube dürfen wir genießen und zu Hause verbringen. Aber eine Urlaubsreise ist uns untersagt, denn wir dürfen den Verbannungsort nicht verlassen. Und damit der Kommandant sich keine Sorgen machen braucht, müssen wir pünktlich jeden Monat vor ihn treten und in der Liste unterschreiben: da bin ich, nicht geflohen!

Und wofür wurden wir nun zum zweiten Mal bestraft? 1941 hatte die ‚geliebte‘ Sowjetregierung eine Kollaboration der Russlanddeutschen mit der Hitlerarmee befürchtet, uns deshalb aus der Wolgaregion deportiert. Zugleich war es eine passende Gelegenheit, die anderen Völker der Sowjetunion gegen uns aufzuhetzen: „Da, die Deutschen, die Wolgadeutschen, sind auch Feinde, tragen die Mitschuld an allem Elend und an den Kriegsopfern.“ Wir wurden damals als Prügelnabe benutzt.

Aber jetzt 1948, wo lag unsere Schuld? Die Sowjetunion hatte gesiegt und wir Deutschen Russlands hatten ehrlich im Hinterland gearbeitet, um diesen Sieg über die Faschisten zu erringen. Die Sowjetregierung hatte sich diesmal nicht einmal die Mühe gemacht, unsere Bestrafung zu begründen. Vernichten wollte sie unser Volk! Ausrotten, zum Aussterben zwingen. Das war geplanter Genozid, ohne Blutvergießen, aber es blieb ein Genozid. Diese Worte durfte man nicht in den Mund nehmen, wollte man nicht die Gefahr von Inhaftierung und Lager eingehen. Aber diese Gedanken raubten uns den Schlaf. Einmal traute ich mich, in einem Brief an Vater nur leichte Andeutungen meiner Sorgen bezüglich der Brandmarkung unserer unschuldigen Kinder von Geburt an zu machen, „Lieber keine

Kinder in die Welt setzen, als sie den Schmähungen auszusetzen“, schrieb ich. Und hatte wohl Glück, dass es unentdeckt blieb.

Vater lebte mit seiner zweiten Familie immer noch am nördlichen Jenissej. Die Wirtschaften der einzelnen kleinen Siedlungen waren vereint worden und Vater war Buchhalter dieser vergrößerten Wirtschaft. Er lebte mit seiner Familie in Werchne-Imbatsk. Lydia Schatz und Frieda Beller, auch verbannte deutsche Mädchen, denen mein Vater den Buchhalterberuf beigebracht hatte, arbeiteten mit ihm zusammen.

Vater beschwerte sich nie, aber diese Arbeit war nur ein notwendiges Brotverdienen, und er litt sehr darunter, dass er nicht seinem geliebten pädagogischen Beruf nachgehen durfte. Er schrieb viele Bewerbungen an Hochschulen und Mittelschulen, doch immer wieder vergebens. Einige Antworten waren einfach – keine Vakanz. Andere Lehranstalten schrieben unverblümt, dass sie einem Verbannten die Erziehung der Jugend nicht anvertrauen.

Erst viele Jahre später, als Vater mit seiner dritten Frau in Kamyschin an der Wolga lebte und ich ihn jedes Wochenende besuchte, redeten wir manchmal von jenen schweren Tagen. Die NKWD war damals über Vaters Bemühungen, vom Norden wegzukommen und zu seinem Lehrerberuf zurückzukehren, bestens informiert. Doch die Obrigkeit in Werchne-Imbatsk wollte den guten, sachkundigen Buchhalter, auf den immer Verlass war, der seine Aufgabe, seine Arbeit sachkundig führte, nicht verlieren. Sie erinnerten Dominik Hollmann an das Gesetz, dass Verbannte den Verbannungsort nicht verlassen dürften und boten ihm gleichzeitig eine besser bezahlte Arbeit als Sowchosdirektor an. Sie wussten, dass dieser Deutsche auch diese Aufgabe gewissenhaft erfüllen würde und sie selber dadurch auch ein Lob ihrer Obrigkeit erhalten würden.

„Ob diese Personen in der Tat so doof waren oder sich nur so stellten, als sie mir das Angebot machten, anstatt mir meinen geliebten Beruf zu erlauben“, sagte Vater 1980 zu mir. Er hatte ihnen damals mit Zeilen aus einer Fabel des bekannten russischen Dichters Krylow geantwortet: „Ein Unglück, wenn ein Bäcker beginnt, Stiefel zu

nähen, und ein Schuster beginnt, Kuchen zu backen.“ Krylows Fabeln wurden in den russischen Schulen in der vierten Klasse auswendig gelernt, somit hätten diese NKWD-Leute die Fabel wohl kennen und interpretieren können müssen.

„Ich bin Lehrer und kann meinem Staat mehr Nutzen bringen, indem ich meinen Beruf ausübe. Ich weiß im ganzen Lande ist Mangel an Lehrern.“ Und er schrieb immer weiter Bewerbungen an Lehranstalten.

Zu dieser Zeit schrieb er auch zwei Gedichte. ‚Mein Heimatland‘ ist ein Gedicht, in dem er die Wolgaregion wunderbar besingt und immer wieder wiederholt: „An der Wolga, an der Wolga ist mein liebes Heimatland.“ Damit erdreistete er sich, der Sowjetregierung zu widersprechen. Nicht in Sibirien, nicht in dem Verbannungsort – „An der Wolga, an der Wolga ist mein wahres, liebes, trautes Heimatland!“

Ein zweites Gedicht war das ‚Wiegenlied einer wolgadeutschen Mutter in der Verbannung‘. Von Veröffentlichung konnte damals keine Rede sein, denn damals gab es in der ganzen Sowjetunion keine deutschsprachige Druckmöglichkeit. Aber auch wegen des Inhalts wären diese Gedichte niemals zum Druck zugelassen worden.

Diese beiden Gedichte schickte er an seinen besten Freund, Viktor Klein, ohne seinen Namen darunter zu setzen. So versuchte er sich abzusichern, im Falle, dass die Briefe in falsche Hände gerieten. Sehr bald schon, von Mund zu Mund verbreitet, wurden diese Gedichte in den ehemaligen Trudarmeebaracken gesungen. Im Wiegenlied ruft der Dichter direkt auf:

Wachse, Kind, straff deine Sehnen,
sei kein stummer Knecht,
denk an deiner Mutter Tränen
und verlang dein Recht!

...

Im Januar 1956 wurden wir in die Kommandantur beordert. Rudolf und ich gingen zusammen hin. Als wir in das Büro traten, begrüßten uns beide freundlich, – es waren diesmal zwei Kommandanten anwesend – luden uns ein, Platz zu nehmen. „Oho! Was ist denn mit denen geschehen, dass sie uns so ungewöhnlich freundlich empfangen“, schoss es uns durch den Kopf.

Nachdem wir Platz genommen hatten, las einer uns das Dekret des Obersten Sowjets der UdSSR vom 13. Dezember 1955 vor „Über die Aufhebung der Beschränkungen der Rechtsstellung der Deutschen und ihrer Familienangehörigen, die sich in den Sondersiedlungen befinden.“

Viele Jahre später erfuhren wir, dass Konrad Adenauer, der Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, während seines Besuchs in Moskau 1955, bezüglich der Heimkehr seiner Landsleute, die sich noch als Kriegsgefangene in Russland befanden, auch ein Wort für uns Russlanddeutsche bei der Sowjetregierung eingelegt hatte. Die Sowjetregierung befreite uns nach diesem Besuch tatsächlich offiziell von der Kommandanturaufsicht, allerdings ohne Rückgabe des bei der Verbannung konfiszierten Vermögens und mit Verbot der Rückkehr in die ehemaligen Heimatkolonien.

„So jetzt seid ihr frei, dürft eure Verwandte besuchen, nur in Großstädte und eure Heimatorte sollt ihr nicht fahren. Und jetzt unterzeichnet hier, dass ihr mit dem Ukas bekannt gemacht wurdet“, sagte der Kommandant. Schweigend unterzeichneten wir und gingen.

Jetzt waren wir frei ... Doch wir empfanden keine Freude.

„Die waren zu zweit – hatten die Angst, wir würden rebellisch?“, fragte Rudolf. Wir fühlten uns in diesem Moment bedrückt, geschändet und verwundet. Da hatte man uns einen Kübel Schmutz über den Kopf geschüttet, besudelt, allen Mitbürgern des großen Sowjetlandes zum Spott und Hohn, zu gehässigen Beschimpfungen ausgeliefert, das letzte Kleidungsstück vom Leib gerissen und jetzt ließ man uns laufen mit Schande bedeckt.

„Jetzt seid ihr frei!“, ahmte Rudolf die Stimme des Kommandanten nach. „Doch da und dort dürft ihr nicht hin! Vergesst nicht, wie frei ihr seid!“, fügte Rudolf verbittert hinzu.

...

So waren die Familienangelegenheiten endgültig geregelt und Vater konnte sich wieder ganz seiner Arbeit und dem Ziel, der Rehabilitation der Sowjetdeutschen, widmen.

Er stürzte sich nun in seine geliebte Arbeit, wie er es noch immer tat, mit Elan und mit großem Eifer. Bis spät in der Nacht saß er an dem einzigen Tisch der Wohnung und schrieb. Neben seinen Unterrichtsstunden leitete er einen Zirkel der Studenten, die die Fremdsprache Deutsch erweitert lernen wollten. Er suchte ein Museum auf und fand viel Interessantes über Deutsche, die früher, von der Zarenregierung nach Krassnojarsk verbannt worden waren. Die Museumsmitarbeiter freuten sich, diesen hilfsbereiten und energiegeladenen Hochschullehrer zu Vorträgen in ihrer Bibliothek zu gewinnen. Er tat es gerne.

Doch Vorsicht war geboten! Vorträge über alles Mögliche durften stattfinden, sie mussten nur fern vom Thema verbannte Sowjetdeutsche bleiben. Bald fanden sich im Institut Personen, die ihre Dissertationen schrieben und Vaters Hilfe beanspruchten. Auch beteiligte er sich an der Herausgabe der Instituts-Zeitung, schrieb kurze Beiträge und Gedichte.

Je mehr er schrieb, desto mehr Ideen wirbelten, rumorten in seinem Kopf, gleich dem Jenissej, wenn der nach langem Zwang die dicke Eisdecke im Frühling endlich aufgebrochen hatte und wieder strömte, eilend flutete, sich die Wellen einander einholten, laut plätschernd in der Sonne funkelten.

1957 hatte Vater an das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei geschrieben und an konkreten Beispielen gezeigt, dass wir Deutsche nicht als gleiche Bürger der Sowjetunion behandelt werden. Die Regierung hatte mit dem Erlass vom 28.08.1941 unserer Volksgruppe einen Schandnamen angehängt und viele Jahre hindurch die anderen Völker des Landes indirekt gegen uns aufgehetzt, jetzt aber nur im engen Kreis der Kommandanten uns befreit (und zwar mit Begrenzungen), aber die übrige Bevölkerung des Landes nicht in-

formiert vom „Fehler“ der Regierung, den sie nun dem Stalinkult zuschrieb. So blieb in den Augen der Bevölkerung die Schuld an uns hängen, und jeder verhielt sich zu uns nach seinem Gutdünken und Verstand oder Unverstand.

Sein Schreiben hatte Vater an die Schriftsteller Victor Klein und Andreas Saks geschickt, die es gleichfalls unterschrieben. Die drei Lehrer glaubten, die Sowjetregierung habe so viele Probleme des Landes zu lösen, deshalb könne sie sich nicht sofort an unser Völkchen erinnern. In nachsichtigen Worten erinnerten sie das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei daran, dass die Wolgadeutschen während des Krieges viel zum Sieg der Sowjetunion beigetragen hatten, sogar unter dem Einsatz vieler Leben, und dass kein einziger Fall von Verrat, Spionage seitens unseres Volkes entdeckt worden war. Folglich wäre es angemessen, unser Volk von der Beschuldigung freizusprechen, uns wieder in unsere Heimatorte zu lassen, wo wir die dort unbestellten Felder wieder bearbeiten und so wieder der geliebten Heimat Sowjetunion Nutzen bringen könnten.

Im Kreml dachte man anders. Die drei dreisten Lehrer wurden bald jeweils in die Büros der Sicherheitsorgane ihrer Wohnorte vorgeladen und einem strengen Verhör unterzogen: Wer sie beauftragt oder bevollmächtigt hätte? Wer die Führer ihrer geheimen Vereinigung seien? Vater antwortete: „Es gibt keine geheime Vereinigung. Aber ich als Lehrer, als Schriftsteller, fühle mich verpflichtet, um die Zukunft meiner Volksgruppe Sorge zu tragen. Seit 1941 – schon 16 Jahre – gibt es keine Schulen, in denen unsere Kinder und Jugendliche ihre deutsche Muttersprache erlernen können. Unser Volk lebt zerstreut auf einem unendlich großen Territorium, das wird zum Verschwinden unserer Volksgruppe führen.“

Die NKWD warnte Vater: „Die Kommunistische Partei unseres Landes weiß, was zu tun ist. Schreibt nicht mehr, ergebt euch eurem Schicksal!“ Und sie warnten den ‚Aufrührer‘ Hollmann: „Gruppierungen sind in der Sowjetunion nicht geduldet, diese werden sehr bald im Kerker landen.“

Vater schrieb mir darüber: „Aber wir wollen uns nicht zufrieden geben. Wir werden immer wieder schreiben, von Fakten der Verletzung der Verfassung des Landes, Verletzungen des Statuts der KPdSU¹ und der Menschenrechte berichten. Je mehr solcher Briefe an die Regierung gerichtet werden, desto besser.“ Das war ein Hinweis für mich. Ich hatte viele konkrete Beispiele zu berichten.

Und Vater schrieb weiter Briefe, suchte die am Leben gebliebenen deutschen Schriftsteller und schreibbeflissenen Lehrer auf. Der Schriftstellerverband Kraj Krassnojarsk gab regelmäßig die Zeitschrift ‚Jenissej‘ heraus und Vater konnte einige seiner ins Russische übersetzten Kurzerzählungen darin veröffentlichen. Dank seiner Aktivität im Verband warf er im Vorstand desselben die Frage über die Gründung einer Abteilung deutschschreibender Schriftsteller auf. Zwar gab es skeptische Stimmen im Verband, doch Vater konnte die von der Kommunistischen Partei der UdSSR so oft gebrauchten Worte von ‚leninscher Nationalitätenpolitik‘ an rechter Stelle zitieren. Und diese Abteilung wurde tatsächlich gegründet.

Wie viel Briefe hatte Vater zuvor geschrieben, um die Adressen der verbannten deutschen Schriftsteller ausfindig zu machen, die die Trudarmee überlebt hatten und verstreut in der großen sibirischen Region lebten. So mancher schreibbeflissene Lehrer fand sich nun, denn man hatte das Bedürfnis, niederzuschreiben, wessen das Herz voll war, ja überlief. Man hatte das Bedürfnis, sich das Leid von der Seele zu reden beziehungsweise zu schreiben.

1955 war in Barnaul, Altajregion die Zeitung ‚Arbeit‘ – eine kleine deutschsprachige Zeitung vom Regionparteikomitee gegründet worden. Das war die erste Möglichkeit der deutschen Schriftsteller, nach dem Krieg und den vielen Schweigejahren etwas in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Zwei Kurzerzählungen von Dominik Hollmann erschienen in der Zeitung. Das war erst ein vorsichtiger Versuch auszutesten, was erlaubt wäre, wie der Redakteur reagieren und wie die Leser diese Schriften annehmen würden. Vor allem war es wich-

¹ KPdSU – Kommunistische Partei der Sowjet-Union

tig zu erfahren, wie die Zensur sich verhalten würde. Die Antwort erfolgte relativ rasch. Schon nach anderthalb Existenzjahren wurde die Zeitung wegen angeblich nationalistischer Stimmung in der Redaktion von der Obrigkeit verboten.

Zu dieser Zeit lebten über 600.000 Deutsche in den Verbannungsorten des Kraj Krassnojarsk, den benachbarten Gebieten Nowosibirsk, Kemerowo, Irkutsk, Omsk, Tjumen ohne Möglichkeit, ihre kulturellen Bedürfnisse in ihrer Muttersprache zu stillen.

Am 7. November 1956 trafen sich Reinhold Frank, Alexander Henning, Dominik Hollmann und Andreas Saks in der Stadt Atschinsk, Region Krassnojarsk, privat bei Saks. Sie waren sich einig: Die Schriftsteller müssen um den Erhalt der Literatur und Kultur der Sowjetdeutschen Sorge tragen. Diese vier konnten weitere Schreibbefähigte ausfindig machen, die später zu einem Seminar deutschschreibender Schriftsteller der Region Krassnojarsk, der benachbarten Gebiete Kemerowo, Nowosibirsk, Irkutsk eingeladen wurden.

Von dieser Zusammenkunft zeugt ein Foto. Später in den achtziger Jahren, als Vater in Kamyschin an der Wolga lebte, zeigte er mir dieses Foto und erzählte: „Da stehen die vier sowjetdeutschen Schriftsteller vor einer Bretterscheune wie Holzsäger während ihrer Sägearbeit und besprechen die wichtigsten Probleme unseres Volkes: Sein oder nicht Sein.“ Die Anzüge der Männer sprechen von der ärmlichen materiellen Lage dieser Männer. Trotzdem waren sie entschlossen und voller Hoffnung, die Kultur der Russlanddeutschen wieder zu beleben, alles zum Erhalt der deutschen Muttersprache der in der sibirischen Verbannung geborenen Generation zu tun. Und Vater sprach jetzt in Kamyschin mit Enttäuschung davon, wie naiv diese Männer und er damals 1956 waren, weil sie glaubten, sie könnten mit ihrem Enthusiasmus und ihrer Willenskraft die Regierung überzeugen, dass unser Volk seine eigene Kultur braucht. Wie naiv sie waren, und den schönen Worten der Propaganda und Regierungspersonen vertrauten, an Demokratie, gleiche Rechte aller Völker in der Sowjetunion, an die ‚alles besiegende leninsche Natio-

nalitätenpolitik' glaubten, und bereit waren, unermüdlich zu arbeiten, um ihr Vorhaben zu verwirklichen.

Ab Mai 1957 wurde in Moskau die Zeitung ‚Neues Leben‘ von der ‚Prawda‘, Organ des Zentralkomitees des KPdSU, herausgegeben. Die Zeitung ‚Neues Leben‘ für die deutsche Bevölkerung der Sowjetunion, so stand es im Titel, war etwa 30x40 cm ... klein! Einmal in der Woche sollten zwei Seiten den Heißhunger von zwei Millionen Deutschen in der Sowjetunion nach Lesestoff in der deutschen Muttersprache decken! Seit 1941 – sechzehn Jahre lang – hatten wir Deutsche keine Möglichkeit, etwas in unserer Muttersprache zu lesen, weder Zeitungen, noch Bücher. Sechzehn Jahre ohne Möglichkeit, unsere kulturellen Bedürfnisse zu befriedigen. Dabei waren 90% unseres Volkes – der Deutschen Russlands – zur Zeit der Deportation 1941 der russischen Sprache nicht mächtig, konnten Russisch weder sprechen noch lesen. Das spärliche Russisch, das unsere Leute in der sibirischen Verbannung bei der Arbeit gelernt hatten, reichte nicht aus, um die kulturellen Bedürfnisse mittels russischen Lesestoffs zu befriedigen.

Aber der Mensch lebt doch nicht vom Brot allein! Als Vater mir eine der ersten Nummern der Zeitung ‚Neues Leben‘ im Brief zuschickte, war ich so erfreut, dass ich das Blättchen vom ersten Buchstaben bis zum letzten las. Von der obligatorischen Losung ‚Proletarier aller Länder vereinigt euch‘ auf der ersten Seite oben, bis zu ‚Redaktionschluss‘ auf der letzten Seite verschlang ich jedes der gedruckten deutschen Worte.

...

Vater machte nun einige der Schriftsteller der Vorkriegszeit ausfindig: Friedrich Bolger, der in russischer Sprache Gedichte schrieb; Edmund Günther, der seine Fabeln, Gedichte, Humoresken auch in

russischer Sprache schrieb und in einer kleinen lokalen Zeitung veröffentlichte. Auch Herbert Henke veröffentlichte seine Gedichte und Kurzerzählungen in einer lokalen russischen Zeitung. Alexander Reimgen, Andreas Kramer, Dominik Hollmann schrieben Gedichte, in Deutsch, die aber nirgends veröffentlicht konnten werden. Reinhold Frank, vor dem Krieg noch nicht als Dichter bekannt, meldete sich jetzt auch als Dichter, in seinen Gedichten besang er in deutscher Sprache die Natur.

Aber damals war all das wichtig für unser Volk, das nach den sechzehn Jahren Nacht und Dunkelheit ohne jegliche Möglichkeit, seine kulturellen Bedürfnisse in der deutschen Muttersprache zu stillen, sich wie ein Dürstender in der Wüste nach einem erfrischenden Schluck Wasser sehnt, nach Lesestoff in der deutschen Muttersprache lechzte.

Dominik Hollmann setzte mit Unterstützung des Kritikers Alexander Henning und des Journalisten und Historikers Woldemar Ekkert in der Regionabteilung Krassnojarsk des Schriftstellerverbands der UdSSR die Einberufung eines Seminars deutsch schreibender Schriftsteller Sibiriens durch. Vom 10. bis 13. Juli 1958 fand bei der Krassnojarsker Zweigstelle des Schriftstellerverbands der RSFSR die erste Zusammenkunft der sowjetdeutschen Schriftsteller nach dem Krieg statt. Zu dieser Zeit lebten in der Region Krassnojarsk nur noch zwei deutsche Mitglieder des Schriftstellerverbands der UdSSR aus der Vorkriegszeit – Andreas Saks und Dominik Hollmann.

Diese Zusammenkunft war eigentlich eine Gründungskonferenz mit beratendem Charakter, auf der nebst Dominik Hollmann, Andreas Saks und Woldemar Eckert auch Georg Hardock, Victor Klein, Alexander Henning und als Gäste P. Kramer, K. Lorenz, H. Koch und der Eigenkorrespondent der Zeitung ‚Neues Leben‘ in Krassnojarsk N. Klotschko anwesend waren.

Einleitend sprach N. Ustinowitsch, der Sekretär der Zweigstelle des Schriftstellerverbands des Kraj Krassnojarsk: „Der Anfang ist gemacht, unsere Schriftstellerorganisation und die Parteiorgane werden euch unterstützen. Besprecht eure Werke ernst. Schreibt

über Menschen der physischen und der geistigen Arbeit. Ich wünsche euch gutes Gelingen“. Im Namen des Regionspartei Komitees begrüßte M. Nekrassowa die erste Sektion sowjetdeutscher Schriftsteller als Avantgarde der Sowjetdeutschen, die die Achtung der Sowjetmenschen genießen für ihre Arbeitsliebe, ihren Fleiß, für ihre Herzlichkeit und Bescheidenheit. Sie wünschte den Literaten schöpferische Erfolge und gediegene Publikationen.

Im Mittelpunkt der Beratung stand Dominik Hollmanns Bericht über seine Reise nach Moskau in die Redaktion der Zeitung ‚Neues Leben‘ zwecks Besprechung der Aufgaben der neu gegründeten Schriftstellersektion sowjetdeutscher Schriftsteller in Krassnojarsk. Er sprach über die Ziele der Zeitung ‚Neues Leben‘ und der Schriftstellersektion in Krassnojarsk. Dabei betonte er die besondere Bedeutung dieser für die Wiedergeburt und weitere Entwicklung der Sprache, Kultur und Literatur der Sowjetdeutschen. Er hatte die Gelegenheit, in der Redaktion viele eingelaufene Briefe zu sichten, in denen der Heißhunger nach deutschen Werken offenbart wurde. „Wir müssen unsere Arbeit ernst nehmen, mit unseren Werken die Leser aufmuntern, Schwierigkeiten überwinden und die Muttersprache pflegen. Unsere in Sibirien geborenen Jugendlichen aufrufen, in ihrer deutschen Muttersprache zu sprechen und lesen. Dazu sollten wir größere Druckmöglichkeiten haben, das wäre ein größeres Zeitungsformat, aber auch für den Anfang ein Sammelband unserer Werke.“

Zum Schluss berichtete Vater über die sowjetdeutschen Literaten, die den Krieg und die Repressalien überlebt hatten und in verschiedenen Regionen des Landes wohnen.

Vater schrieb mir damals nur kurz, aber mit großer Freude über diese Organisations-Schriftstellerkonferenz, mit so viel Feuer, so viel Hoffnung, mit Begeisterung und Schaffensfreude. Erst nach seinem Tod, als ich seine Tagebücher und die vielen Gedichte, die noch nie veröffentlicht worden waren, gelesen hatte, konnte ich ermessen, welch große Arbeit er damals geleistet hat. Er hatte so viele persönliche Verluste in diesen 16 Jahren erfahren, dazu die ständige Un-

freiheit durch die Überwachung, die unser ganzes Volk dulden musste. So mancher hätte den Mut verloren. Aber er schreibt:

„Doch hab ich alles überwunden
Und langsam wieder mich ermannt ...

Ich konnte mich zur Arbeit stellen,
zum Kampfe für das Menschenrecht.“

Und:

„Wenn ich die Poesie nicht hätte,
ich wüsste nicht wie arm ich wär.“

In seinen Tagebüchern schreibt er: *„Jetzt – 1957, da es eine deutschsprachige Zeitung gab, entstand klar vor mir das Ziel: durch literarische Werke und Aufsätze mein Volk aufzumuntern, sicherer zu machen und seine Menschenwürde aufzufrischen, zum Pflegen seiner Kultur, seiner Sprache anzuspornen. Demselben Ziel sollten auch meine zahlreichen Briefe, Petitionen, Forderungen dienen, die ich an die höheren Behörden richtete.“*

Zu dieser Zeit wurden auf Initiative und mit Unterstützung der Redaktion ‚Neues Leben‘ in sibirischen Orten mit deutscher Bevölkerung Abende in deutscher Sprache, Leserkonferenzen mit Verbreitung der Zeitung, Werbung neuer Leser, die diese Zeitung abonnieren sollten, veranstaltet. Vater hatte als Lektor der Gesellschaft ‚Snanije‘ (Wissen) zudem Erlaubnis, Vorlesungen zu halten.

Natürlich mussten die Themen vom Parteikomitee genehmigt werden, denn kein Wort sollte über das Leben in der Wolgadeutschen Republik vor dem Krieg erwähnt werden. Und kein Wort über die Trudarmee. Nur Lob der Partei und der Sowjetregierung, Lob den fleißigen deutschen Arbeitern in Sibirien und die Beschreibung, wie gut sie hier leben. Allein diese fleißigen Deutschen lobend zu erwäh-

nen, WAR ES WERT, solche Vorträge zu halten nach den vielen Schmähungen, die wir bisher erlebt hatten.

Schon um einen Vortrag in der deutschen Muttersprache anzuhören, kamen Leute von weit her aus benachbarten Siedlungen. Der Kontakt mit seinen Landsleuten gab dem Schriftsteller Dominik Holmann wiederum Themen zur weiteren Arbeit.

Leider hat Vater mir damals in seinen Briefen darüber immer nur bescheiden kurz geschrieben. Ich teilte ihm von den zahlreichen Problemen in meiner engeren Umgebung mit (er hat mir übrigens nie geschrieben: du musst das und das so machen), ich nahm mir ein Beispiel an ihm. Wir mussten für unsere Rechte kämpfen. Das tat ich, denn es ging auch um meiner Kinder Zukunft.

...

Im Juli und August 1965 hatte ich noch keine Arbeit für mich in Zelinograd gesucht. Da waren zuerst mal wieder die Dielen im neuen Haus zu streichen und einige andere Mängel zu beseitigen. Frieda musste mit ihren sechzehn Jahren eine Arbeit im medizinischen Bereich suchen, damit sie an der Abteilung medizinische Schwester im Abendunterricht weiterlernen durfte. Ich ging mit ihr auf die Suche. Überall wurde nur Nacharbeit angeboten. Mit sechzehn Jahren und immer nur Nachtschichten, das war zu schwer für das Mädchen. Eigentlich verstieß es auch gegen das Gesetz für Gesundheit- und Jugendschutz.

Nach einigen Tagen der Suche entschloss Frieda sich zur Arbeit als Sanitäterin im Kinderkrankenhaus, allerdings nur halbe Schichten. So arbeitete sie drei Jahre und lernte gleichzeitig. Im letzten, dem vierten Lehrjahr bekam sie als medizinische Schwester in der Kinderklinik Arbeit.

Aber zurück ins Jahr 1965. Ganz unverhofft kam Vater zu uns. Ich freute mich über seinen Besuch, aber wunderte mich, dass er so plötzlich kam und allein, ohne seine Frau Emma, die gewöhnlich immer mit ihm reiste. Er teilte mir mit, dass in Zelinograd eine Tageszeitung in deutscher Sprache herausgegeben werden sollte. Die Redaktion der Zeitung ‚Neues Leben‘ hatte ihn gebeten, der neuen Zeitung bei der Redaktionsgründung und in den ersten Monaten der Arbeit zu helfen. Vater sagte auch, dass in der Redaktion fünf Übersetzer eingeplant wären. Er gab mir eine Nummer der russischen Zeitung ‚Prawda‘ und bat mich, probeweise einen nicht großen Artikel ins Deutsche zu übersetzen. Vater las meine Übersetzung und lobte mich: „Nicht schlecht! Mit der Zeit wirst du wieder auffrischen, was du vergessen hast. Morgen gehe ich in die Redaktion, du kannst mitkommen und dich bewerben.“ „Aber unter einer Bedingung“; entgegnete ich. „Wir gehen getrennt in die Redaktionsräume und sagen nicht, dass ich deine Tochter bin.“ Vater war einverstanden.

Ich wollte keine unverdienten Vergünstigungen haben. Vater kannte diesen meinen Charakterzug von früher. Einmal, es war im späten Herbst 1964, Vater war noch kein Rentner, hatte er mich nach Krassnojarsk eingeladen, um bei ihm eine Woche Urlaub zu verbringen. Er wusste, dass ich mir nie Urlaub gönnte, immer nur für die Familie, die Kinder und den kranken Ehemann sorgte. In Krassnojarsk besuchten wir ein richtig schönes, großes Theater, etwas, was ich seit 1941 nicht mehr genossen hatte. Auch der Besuch einiger Museen war für mich ein wohltuendes Erlebnis. Eines Tages kam Vater von seiner Hochschule und stellte mir seinen Begleiter Viktor Poljansky vor, der Mitglied des Redaktionskollegiums der Zeitung ‚Neues Leben‘ war. Vater stellte mich ihm vor: „Meine Tochter.“ Ich reichte Poljansky die Hand und nannte meinen Namen: „Ida Bender.“ Der große Mann meinte völlig überrascht: „Die Ida Bender, die immer so gute Beiträge in unserer Zeitung hat, die von den Lesern immer so gelobt werden? Na, sowas! Dass der Erich Richter nicht mal dahinter gekommen ist.“

Schon seit einigen Jahren war ich ehrenamtliche Korrespondentin der Zeitung ‚Neues Leben‘, vielen Lesern als die Autorin Ida Bender bekannt, und der Mitarbeiter der Redaktion Erich Richter gab mir öfter Aufträge oder Themen für neue Korrespondenzen. Niemand der Redaktionsmitarbeiter ahnte aber, dass ich eine geborene Hollmann war.

Nun, um sich zu vergewissern, dass ich keine Adoptivtochter bin, fragte mich Poljansky nach meinem Vatersnamen, wie es in Russland Brauch ist, Personen mit Vor- und Vatersname anzusprechen. „So, so, Ida Dominikowna, daher das Talent!“

Jetzt in Zelinograd fuhren Vater und ich am nächsten Morgen, den 20. Oktober 1965, mit dem Bus in die Mir-Straße (Frieden-Straße), in der in einem der drei mehrgeschossigen Gebäude der medizinischen Hochschule die neue Redaktion drei Zimmer gemietet hatte. Vater ging als Erster hinein. Ich wartete einige Minuten auf der Straße, dann suchte auch ich den vierten Stock auf. An einer Tür sah ich ein

kleines schlichtes, von Hand geschriebenes Schild in deutscher Sprache: ‚Redaktion der Zeitung Freundschaft‘.

Im kaum 4x5 Meter großen Zimmer rechts von mir ein Fenster, davor saßen an einem einfachen Tisch zwei Frauen. Die ältere tippte flott auf einer Schreibmaschine, die jüngere ordnete irgendwelche Papiere und Briefe. Links vom Eingang an einem genau so einfachen Tisch drei ältere Herren ins Gespräch miteinander vertieft. Sie sprachen Deutsch! Das fiel mir auf, denn es war so ungewohnt. Ich begrüßte und stellte mich vor: „Ida Bender. Hoffe mit meinen Deutschkenntnissen hier Arbeit zu bekommen.“

Der Herr mit dem ergrauten Krauskopf stellte sich als Karl Welz vor und fragte sofort: „Sind Sie vielleicht die Ida Bender, deren Beiträge im ‚Neuen Leben‘ so oft gedruckt werden?“ Ich bejahte. Ohne weitere Fragen hieß er mich Platz nehmen und sagte: „Warten Sie ein paar Minuten, ich werde Sie beim Chef anmelden.“

Den Namen Karl Welz kannte ich aus den Veröffentlichungen in der Zeitung ‚Neues Leben‘. Nach einigen Minuten kam er zurück. „Der Chef möchte Sie sprechen.“ Als ich gegangen war, wandte er sich an die beiden anderen Männer neben ihm: „Diese Frau müssen wir nehmen. Sie hat immer so gute Beiträge zu Erziehungsthemen im ‚Neuen Leben‘ veröffentlicht.“ Einer der zwei Gesprächspartner von Karl Welz war Dominik Hollmann, der andere Heinrich Ediger, der Leiter der Abteilung Briefe in der neuen Redaktion. Das erzählte mir mein Vater am Abend, nachdem wir nach Hause gekommen waren. Dasselbe erzählte mir später auch Maria Born, eine der beiden Sekretärinnen, die ich beim Eintritt ins Büro gesehen hatte.

Mein Gespräch mit dem Chefredakteur Alexej Schmeljow war kurz, denn auf alle seine Fragen über Wohnort, Bildung, Familie und Beschäftigung antwortete ich ihm in fließendem Deutsch. Da mein Sohn erst acht Jahre alt war, äußerte ich den Wunsch, nicht als Korrespondentin, was mit vielen Dienstreisen verbunden war, zu arbeiten, sondern im Übersetzungsbüro.

So wurde ich ab 20. Oktober 1965 literarische Mitarbeiterin der deutschsprachigen Republikzeitung ‚Freundschaft‘.

Ein drittes, etwas größeres Zimmer wurde der Redaktion zur Verfügung gestellt, darin vier oder fünf einfache Tische und mehrere Stühle. In den darauffolgenden Tagen trafen mehrere, meist junge Herren ein, die als Journalisten bei der Zeitung arbeiten würden: Leo Weidmann, Johann Sartison, Adam Wotschel, der Lehrer Hugo Wormsbecher, die alle bei russischsprachigen Zeitungen gearbeitet hatten, alles junge Deutsche, die zwar leidlich Deutsch sprechen konnten, aber nur russisch schrieben.

Karl Welz stellte einen älteren Journalisten vor: „Georg Ölscheidt hat noch vor dem Krieg in den ‚Nachrichten‘ gearbeitet, der Zeitung der Wolgadeutschen Republik.“ Freudig erregt sagte der Neue: „Als ich von der Gründung der deutschen Zeitung erfuhr, überredete ich meine Frau, aus dem warmen Kuban-Gebiet in das raue Kasachstan überzusiedeln. Ich freue mich so sehr, wieder an einer deutschen Zeitung arbeiten zu können.“ Die Schriftsteller Ernst Kontschak und Dominik Hollmann umringten ihn und der gesprächige Kontschak sorgte für eine lebhaftere Unterhaltung.

Ich hatte mittlerweile von Karl Welz eine kleine Korrespondenz zum Übersetzen bekommen, da kam jemand ins Zimmer und verkündete mit freudiger Stimme: „Rudolf Jacquemien ist gekommen, er sitzt beim Chef.“

Alle wandten sich in gespannter Erwartung der Eingangstür zu, in der jetzt ein stattlicher Herr mit schlohweißem Haar und leuchtenden Augen erschien. Alle erhoben sich, laute Begrüßungen, viele herzliche Umarmungen. „Guten Morgen, Kollegen!“, sein Akzent verriet den in Köln geborenen Deutschländer.

So sah also der Schriftsteller aus, dessen Gedichte ich immer bewunderte und wiederholt im ‚Neuen Leben‘ las. Nun saß ich ihm gegenüber an einem Arbeitstisch, er war mein unmittelbarer Chef und las meine Übersetzung. „Nicht schlecht, nur gibt es hier ab und zu noch einen russischen Satzbau. Das kann man aber unseren Leuten nicht verdenken, da sie so lange ihre deutsche Muttersprache nicht gebrauchen durften. Sie, Ida, werden es schaffen.“

Sein Urteil war mir wichtig, denn ich wollte keine Vergünstigungen als Tochter des Schriftstellers Dominik Hollmann genießen, sondern aufgrund meiner eigenen Fertigkeiten hier arbeiten. Eine ganze Woche, bis Heinrich Klassen, ein ehemaliger Mitstudent meines Vaters, jetzt Lehrer im Ruhestand, eingetroffen war, um auch zwei Monate in der Redaktion mitzuarbeiten, konnte ich mein Geheimnis wahren. Als er ins Zimmer kam, drückte er allen der Reihe nach die Hand und drückte seine Freude aus: „Endlich sind wir einen Schritt zum Erhalten unserer Muttersprache näher gekommen.“ Als er mir die Hand reichte, fragte er: „Ist das nicht das kleine Schulmädchen aus der fünften Klasse, die Ida Hollmann?“ Alle im Zimmer schauten sich um: „Was? Dominik Hollmanns Tochter? Na sowas! Und ihr habt das verschwiegen!“

Dann kam Woldemar Borger mit seinem zweijährigen Töchterchen ins Zimmer, in dem es ziemlich laut war. Das Kind fing an zu weinen. Der Vater versuchte es zu beruhigen. „Still, net greine, ruhig, hör uf zu greine“ und beugte seinen üppigen braunen Lockenkopf zu dem Kind hinab. „In der Familie wird noch Deutsch gesprochen“, konstatierte ich. „Wolgadeitsch“, schlussfolgerte ich erfreut weiter.

In den nächsten Tagen stießen noch einige Schreiber zur Redaktion hinzu, die Rentnerin Irma Richter, ehemalige Lehrerin an der Universität Charkow, Robert Pretzer, ehemaliger Redakteur der ‚Nachrichten‘ vor dem Krieg, Georg Haffner und Alexander Korbmacher, beide mit eigenen Schreibmaschinen. Letzteres war sehr wichtig, denn die jungen Sekretärinnen machten noch viele Tippfehler.

Eugen Hildebrandt aus dem Gebiet Pensa kam auch hinzu – ein junger Herr mit guten Deutschkenntnissen. Er war in seine ‚freiwillige Verbannung‘, wie seine Eltern diesen Aufenthalt nannten, mit der Hoffnung gekommen, hier ein hübsches deutsches Mädchen mit blauen Augen kennen zu lernen, ‚zwecks späterer Heirat‘.

Nun waren wir zwei Übersetzer, Eugen Hildebrandt und ich. Rudolf Jacquemien war Chef des Übersetzerbüros und Stilredakteur. Durch die langjährige zwangsbedingte Schweigeperiode hatten wir Deutsche nur zu selten Deutsch sprechen, lesen und schreiben können,

so hielten der Chefredakteur und Jacquemien es für notwendig, dass alle Beiträge zuerst vom Stilredakteur gelesen und korrigiert werden mussten. Mit der Zeit entstand dadurch ein in der Redaktion geläufiges neues Verb: jacqueminiieren lassen.

Es mangelte noch an sachkundigen erfahrenen Journalisten. Doch schon fuhren die Korrespondenten und der Fotoreporter David Neuwirt auf Dienstreise in die Steppe Kasachstans, in die kleinen Siedlungen, in die Kolchosen und Betriebe Sibiriens, um Material für unsere Zeitung zu sammeln, und auch, um die neue Zeitung der deutschen Bevölkerung vorzustellen.

Am 1. Januar 1966 sollte die Zeitung mit vier Seiten im Format der ‚Prawda‘ erscheinen. Und wir Übersetzer saßen fleißig an unserer Arbeit, denn alle eingetroffenen Korrespondenzen waren in russischer Sprache abgefasst. Inzwischen waren als Korrektoren Maria Klita und Elsa Wildemann hinzugekommen. Maria, nur ein Jahr jünger als ich, hatte kurz vor Kriegsausbruch die zehnte Klasse einer deutschen Schule mit der Goldmedaille absolviert, war in deutscher Grammatik ein unübertroffener lebendiger Duden. Elsa, einige Jahre jünger, sprach auch gut Deutsch. Aber zwei Korrektoren waren zu wenig, der Chefredakteur wandte sich daher an alle Mitarbeiter, Bekannte mit Deutschkenntnissen zur Mitarbeit in der Zeitung zu werben.

Der Schriftsteller Ewald Katzenstein war gekommen, hatte aber nur einen Tag in der Redaktion verbracht und war zu seinem Lehrernamt zurückgekehrt. Wie viele Lehrer sagte auch er: „Diese Zeitung ist ein totgeborenes Kind. Solange unsere Volksgruppe in ganz Sibirien zerstreut lebt, kann eine Zeitung das Sterben unserer Sprache und Kultur nicht verhindern.“

Die drei Maschinenschreiberinnen konnten zwar Deutsch sprechen, aber um ihre Rechtschreibung war es schlecht bestellt. Irma Richter erteilte ihnen täglich eine Stunde Unterricht, ließ sie Diktate schreiben. Mit einer zweiten Gruppe, zu der die Korrektoren Maria und Elsa, und Ella aus der Briefabteilung zählten, auch ich gesellte

mich hinzu, veranstaltete Frau Irma Richter täglich eine Stunde Sprechübungen in Deutsch, damit das uns geläufiger wurde.

Ich kann nicht umhin, den Verlauf der Gestaltung der Zeitung ausführlicher zu beschreiben, weil das heute im Computerzeitalter natürlich alles ganz anders ist. Wenn der russische Text damals vom Journalisten zur Veröffentlichung bearbeitet worden war, wurde er ins Übersetzerbüro gegeben, wo wir ihn übersetzten und den deutschen Text den Maschinenschreibern gaben. Diese machten beim Tippen oft Fehler und jeder Übersetzer hatte diese Texte gründlich zu verbessern, erst dann wurden die Texte dem Stilredakteur vorgelegt. Danach kam dieser Text in die Druckerei, dort wurde er von den russischen Linotypisten in Metallzeilen gegossen. Die der deutschen Sprache völlig unkundigen Linotypisten machten dabei eine Menge Fehler. Diese Fehler zu finden und zu korrigieren, war die Aufgabe der Korrektoren. Die Metallzeilen wurden auf einem Tisch zu Zeitungsseiten mit hohem Zeitaufwand manuell zusammengesetzt, ein den heutigen Druckereiarbeitern völlig fremder Prozess. Dabei geriet manchmal eine Zeile an die falsche Stelle oder fiel ganz aus. Wieder mussten die Korrektoren genau nachprüfen.

Endlich war es soweit, die erste Nummer der ‚Freundschaft‘ wurde gedruckt. Mit feierlicher Stimmung warteten alle Mitarbeiter an diesem Abend so gespannt auf die fertige Zeitung, wie die Eltern und Großeltern die Geburt eines von ihnen lang ersehnten Kindes erwarten. Georg Ölscheidt und Robert Pretzer meinten: „Der Duft frischer Zeitungsfarbe, das Rascheln der Zeitungsseiten ist ein Genuss, ruft Erinnerungen hervor und weckt neue Hoffnungen. Hoffnung auf ein Aufblühen unseres Volkes.“

Freudig erregt waren wir alle, freudige Hoffnungen hatten wir alle: Endlich zählten wir wieder als MENSCHEN. Wie oft hatten wir in der dunklen Baracke im Zwangsarbeitslager geträumt: Wenn wir wieder als MENSCHEN gezählt werden, nach Hause dürfen, soll es uns an Fleiß nicht fehlen. Die Ärmel werden wir aufkrempeln, Tag und Nacht wollen wir arbeiten und unsere Wolgadeutsche Republik wieder aufbauen. Unsere Kultur und die deutsche Muttersprache wollen und

werden wir pflegen und genießen. Jetzt war ein erster Schritt zur Erfüllung dieser unserer Hoffnung gemacht. Nach den siebzehn Jahren (1941-1957) der großen Schweigeperiode war das klitzekleine Zeitungchen ‚Neues Leben‘ einmal pro Woche erschienen. Doch das war nur ein kleines Tröpfchen auf den heißen Stein unserer Sehnsucht nach deutschem Lesestoff. Das konnte die kulturellen Bedürfnisse unserer Landsleute allein nicht decken! Jetzt mit der Herausgabe einer deutschen Tageszeitung war noch längst nicht alles wieder hergestellt, was unsere Volksgruppe 25 Jahre lang entbehren musste. Aber es war wieder ein Schritt vorwärts. So sagten wir unter uns. So dachten viele, und diese Hoffnung weckte Enthusiasmus bei unseren Mitarbeitern.

...

In den Jahren 1988-90 herrschte im ganzen Lande und besonders in der Wolgaregion eine angespannte Stimmung. Die Deutschen warteten mit Sehnsucht und Hoffnung auf Gorbatschows entscheidende Worte. Gerüchte gingen umher von Kommissionen, die in Sibirien und der Region der Unteren Wolga die Lage und Stimmung erforschten. Doch es wurden keinerlei Resultate und Planungen oder gar Entscheidungen bekannt gegeben.

Die russische Bevölkerung wurde inoffiziell aufgehetzt. Wenn diese Deutsche Republik zustande kommen würde, müssten die russischen Kinder alle in den deutschen Schulen lernen, alle Fächer nur in deutscher Sprache. Sie würden so ihre russische Muttersprache vergessen. Und in den Geschäften würden die deutschen Verkäufer alle Mangelware nur ihren deutschen Mitbürgern zukommen lassen! Solche Argumente zogen bei den russischen Mitbürgern.

Der bekannte ARD-Journalist Gerd Ruge, der viele Jahre in Moskau tätig war, machte eigens eine Reise an die Wolga und besuchte die Stadt Kamyschin. Dort suchte er mich auf Empfehlung der Redaktion des ‚Neuen Leben‘ auf.

Zum Treffen mit dem bekannten ausländischen Reporter Gerd Ruge hatten sich im Saal des Kranbauwerkes die Mitglieder unseres ‚Neuen-Leben‘-Leserklubs und auch viele Einwohner der Stadt, Deutsche und Russen, versammelt.

Im Interview habe ich dem Journalisten aus Deutschland unsere Situation erklärt: „Als Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion war, hat die Sowjetregierung uns der Zusammenarbeit mit dem Feind verdächtigt. Wir waren geschockt und betrübt, fühlten wir uns doch als Bürger der Sowjetunion. Doch wir haben alle unsere Kräfte, viele auch ihr Leben, geopfert, um den Feind zu besiegen, um zu beweisen, dass wir für den Frieden sind. Fast fünfzig Jahre sind nach dem Sieg der Sowjetunion vergangen, dem Sieg, zu dem auch unsere Volksgruppe nicht wenig beigetragen hat. Doch immer noch werden wir benachteiligt, unschuldig beschimpft. Jetzt geht es um die Zukunft unserer Enkel. Warum müssen diese mit Minderwer-

tigkeitsgefühl, mit Schuldgefühl aufwachsen und leben? Das kann so nicht mehr weiter gehen! Die Regierung, wenn sie gerecht ist, muss endlich eine Entscheidung treffen, unser Problem lösen.“

Ich führte Beispiele an. Die Kinder des Sowjetlandes werden in den Schulen zu Patriotismus erzogen, im Fernsehen werden sehr viele Filme von heldenhaften Verteidigern des Vaterlandes ausgestrahlt, und es gibt sehr viele Bücher zum Thema Krieg und Vaterlandsverteidigung. Deshalb spielen die Jungen in ihrer Freizeit Krieg, tragen Schlachten aus, kämpfen heldenhaft. Doch die deutschen Jungen dürfen nur unter der Bedingung mitspielen, dass sie den Hitler spielen und der wird dann verprügelt.

„Meine gute Bekannte, Frau Weiß“, erläuterte ich, „erzählte mir tief besorgt und gekränkt: ‚Mein Enkel Karlchen wurde im Kindergarten so beleidigt. Am Vortage des 1. Mai erzählt die Kindergärtnerin den fünfjährigen Kindern: ‚Morgen feiert unser Land den Tag der Solidarität der Arbeiter aller Nationen. Die Arbeiter verschiedener Nationalitäten leben und arbeiten friedlich nebeneinander, miteinander. Auch in unserem Kindergarten leben und spielen Kinder verschiedener Nationalitäten: So ist Mischa ein Russe, Oksana Ukrainerin, Machmut ist Tatare.‘ Da platzte mein Karlchen heraus: ‚Und mein Papa ist Deutscher.‘ ‚Faschist!‘, schallte es von allen Seiten zu ihm. Und die Kindergärtnerin schweigt dazu, erklärt nichts. Unser Karlchen wollte danach nicht mehr in den Kindergarten gehen.“

Traurig kummervoll schlussfolgerte ich: Solche Vorfälle sind keine Ausnahmen. Auf Schritt und Tritt werden die Deutschen beschimpft und müssen schweigen.

Der Film mit meiner Rede wurde in Deutschland im ARD-Fernsehprogramm ausgestrahlt, und bald danach bekam Georg Haffner, unser ‚Neues-Leben‘-Leserklubmitglied, einen Brief von seinem Briefpartner aus Deutschland, in dem dieser von der ARD-Sendung berichtete und wie beeindruckt sie davon waren.

Im Wolgagebiet fanden antideutsche Kundgebungen statt, die von lokalen Parteifunktionären oder ehemaligen Frontkämpfern organi-

siert, sogar gut organisiert waren mit Spruchbändern wie: „Am Nordpol eure Republik!“, „Lieber AIDS, als die deutsche Republik!“. Solche Parolen wurden auch in metergroßen Buchstaben an die Wände der Betriebe gemalt und kein Ordnungshüter kam auf die Idee, das zu verbieten. Ehemalige Frontkämpfer schrien auf den Kundgebungen: „Wir haben die Deutschen im Zweiundvierzigsten nicht an die Wolga gelassen, werden sie auch jetzt nicht lassen. Noch können wir die Kalaschnikows betätigen!“.

Niemand, weder Ordnungshüter noch Vertreter der Regierung und der Parteiobrigkeit haben zu diesen Hassparolen ein Wort gesagt, niemand hat versucht, ihnen Vernunft einzureden: „Bedenkt, das sind doch eure Arbeitskollegen! Sowjetbürger!“

...

In der lokalen Zeitung der Stadt Kamyschin (Wolgaregion) erschien ein Artikel, in dem der Autor direkt gegen die Russlanddeutschen aufhetzte. Er schrieb: Die humane Sowjetregierung hat euch Wolga-deutschen 1941 aus der kriegsgefährdeten Region in das Hinterland gebracht, die deutschen Männer hat man euch Frauen ins Bett gelegt zum Erhalt der Volksgruppe, zu der Zeit, als unsere russischen Männer ihr Leben an der Kriegsfront opferten. Ähnlich unverantwortliche Artikel wurden öfter in den lokalen Zeitungen der Wolgaregion veröffentlicht, was die Stimmung der russischen Bevölkerung gegen die Russlanddeutschen aufpeitschte.

Als meine Schwiegertochter eines Tages von der Arbeit kam und im Treppenaufzug hörte, wie der Nachbarsjunge ihren Sohn Artjom rief: „He, du Faschist, komm spielen!“, war sie geschockt. Das war das erste Mal, dass sie so direkt eine persönliche Beleidigung hören musste. Ihr Söhnchen, der unschuldige achtjährige Junge wurde schmähsch als Feind beschimpft! Weshalb? Wofür? Sie kam in die Wohnung, wo ich ihren kleineren Sohn Juri betreute, ganz weiß im

Gesicht und sagte mit zitternder Stimme: „Jetzt reicht es! Mutter, fertige unsere Dokumente für die Auswanderung an!“

Wir kannten Deutschland nicht. Wir wussten nur das, was in den sowjetischen Zeitungen veröffentlicht wurde. Zum Beispiel, dass es viele Arbeitslose gebe und dass diese angeblich aus den Mülltonnen alte Kleider und Lebensmittel suchen müssten, um zu überleben. So etwas lasen wir in den russischen Zeitungen über das Leben in Deutschland. Doch wir wollten unseren Nachkommen eine Heimat geben, sie sollten nicht wieder Spielball einer Regierung werden. Sie sollten als Deutsche unter Deutschen, als gleichberechtigte Bürger eines demokratischen Landes leben. Fleiß, Tüchtigkeit, Ordentlichkeit pflegten wir selber und erzogen auch unsere Kinder und Enkel dazu. Wir hofften nicht, in ein Paradies zu kommen, und wussten, dass wir viele Schwierigkeiten zu überwinden haben würden. Da waren als Erstes die viel zu geringen Sprachkenntnisse meines Sohnes und seiner Familienmitglieder. Aber dazu bin ja ich da, ich werde meinen Kindern helfen, sich die deutsche Sprache anzueignen! Ich aber freute mich darauf, wieder ungehindert meine Muttersprache zu sprechen.

Nun hatten wir – mein Sohn mit Familie und ich – beschlossen, der Stiefmutter Russland den Rücken zu kehren, um unseren Nachkommen eine Mutter-Heimat für immer zu geben. Ich überlegte, an wen ich mich wenden könnte, um Erkundigungen einzuholen, wie was für die Auswanderung zu tun sei. Wahrscheinlich wäre Familie Pauli dazu geeignet: Emmas Bruder war vor einem Jahr ausgewandert und Emma mit Familie, so hatte ich gehört, bereitete sich jetzt auch zur Auswanderung vor. So suchte ich diese Familie, die unseren ‚Neues-Leben‘-Leserklub fleißig besucht hatte, am nächsten Tag auf.

Sie erklärte mir gerne: Für jeden Erwachsenen muss man einen Aufnahmebescheid vom Bundesverwaltungsamt in Deutschland haben. Dazu musst du einen Antrag stellen. Das 54 Seiten zählende Antragsformular mit 7-12 Fragen auf jeder Seite ist in Russland nur

in Moskau in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland erhältlich. Allerdings gibt es dort immer eine lange Warteschlange – bis zu 1000 und mehr Personen, die alle in die Botschaft wollen. Die einen stehen, um Antragsformulare zu holen, andere, um ihre ausgefüllten und mit allen nötigen Unterlagen versehenen Anträge in der Botschaft abzugeben. Wieder andere, die ihren Aufnahmebescheid vom Bundesverwaltungsamt schon bekommen haben, wollen nun das Visum für ihre Einreise nach Deutschland beantragen.

...

In Moskau traf unser Zug um vier Uhr früh ein. Um fünf Uhr mit der ersten U-Bahn fuhren wir zu Alexander Deis, dem Freund meines Sohnes. Nach Einquartierung und Frühstück fuhren Rudolf und ich zur deutschen Botschaft auf der Grusinskaja Straße. Ich wusste ja aus den Erzählungen, dass vor der Botschaft ständig viele Menschen Schlange stehen würden, aber was ich jetzt sah, übertraf all meine Vorstellungen. Das war unbeschreiblich! Lange suchten wir nach irgendeiner Auskunft, nach einem Ende der Warteschlange. Endlich fand Rudolf die Warteschlange derjenigen, die ihre Anträge abgeben wollten – unsere Schlange.

Wir erhielten die Nr. 432 und Nr. 433, und es wurde uns rasch klar, dass wir am ersten Wartetag nicht drankommen würden. Hinter uns füllte sich im Verlaufe des Tages die Schlange schier unendlich auf.

Um siebzehn Uhr, nach Feierabend in der Botschaft, fuhren wir in unser Quartier bei Herrn Deis und aßen Mittag und Abendbrot in einem. Ich ging anschließend sofort zu Bett, um meinen alten kranken Beinen Ruhe zu gönnen. Ich hatte ja zwölf Stunden auf den Füßen verbracht, ohne Möglichkeit, mich auch nur einmal hinzusetzen. Am nächsten Morgen standen wir um sechs Uhr früh wieder vor der Botschaft in unserer alten Reihe.

Ein feiner Nieselregen ging ununterbrochen nieder. Man konnte keinen Regenschirm benutzen, weil wir so eng aneinander gedrängt standen. Vor dem Tor der Botschaft blieb stets ein etwa 80 Quadratmeter großer Platz frei für die Ein- und Ausfahrt. Dafür sorgten die drei Milizionäre und freiwillige Helfer aus der Warteschlange.

Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Pforte, und der Diensthabende der Botschaft lud eine Gruppe – etwa zwanzig Personen – auf das Territorium der Botschaft ein. Zuerst waren diejenigen dran, die ihre Reisepässe für das Visum zur Einreise nach Deutschland abgeben wollten. Wir anderen standen schon vier Stunden in diesem entsetzlichen Nieselregen. Es war kalt, der 28. November 1990.

Einmal kam ein russischer Kraftwagen der Stadtreinigung heran. Wir, die ohnehin schon dicht gedrängt standen, mussten dem Wagen ausweichen, rückten also noch enger zusammen, um den Wagen vorbeifahren zu lassen. Jeder von uns bangte, aus der Reihe herauszufallen, und wir hielten uns daher aneinander fest. Rudolf stützte meinen Rücken. Frauen, Männer mittleren Alters, aber auch bejahrte Männer standen in der Warteschlange. Ich war wahrscheinlich die älteste Frau in der Reihe.

Als der Kraftwagen heranfuhr und unsere Schlange sich teilte, um den Wagen zum Tor der Botschaft vorbeifahren zu lassen, stützte mich ein älterer Mann von etwa 50 Jahren. Er konnte auch noch Deutsch sprechen. Der Fahrer lenkte sein Fahrzeug aber nicht an uns vorbei, er stellte seinen Wagen vielmehr direkt in der Menschenmenge ab, und ohne den Motor abzustellen, ließ er die Auspuffgase tüchtig qualmen. Wir konnten kaum atmen, so verpestet war die Luft ringsum. Doch keiner von uns, nicht eine Person, wich aus der Warteschlange, keiner wollte seinen Platz in der Reihe verlieren. Der Fahrer hatte seinen Wagen in unserer gedrängten Mitte platziert, ohne seine Fahrerkabine zu verlassen, ohne irgendwelche Arbeit hier zu verrichten. Er räucherte uns eine Viertelstunde lang ein und fuhr danach, ohne etwas hier getan zu haben, einfach fort.

Wir alle wussten, dass er das absichtlich getan hatte, dass er uns zu Streit provozieren wollte. Doch niemand wagte es, ihn zur Ord-

nung zu rufen, aus Angst, dass auf einen stärkeren Wortwechsel zwischen dem Fahrer und den Deutschen aus der Warteschlange hin die Milizionäre sofort die lautgewordenen Deutschen festgenommen hätten. Dadurch wäre eine Auswanderung natürlich unmöglich geworden. Wir mussten vieles dulden, vieles über uns ergehen lassen.

Um elf Uhr war unsere Gruppe bis an die Pforte der Botschaft vorgekommen, zwanzig Personen wurden eingelassen. Im Gebäude selbst, vor den entsprechenden Büroräumen, mussten wir wieder in einer Reihe stehen. Vier Personen waren noch vor mir, als der Beamte seine Mittagspause bekannt gab. Alle mussten die Botschaft verlassen. Nur ungerne gehorchten wir, da wir aus Erfahrung wussten, wie schwer es war, erneut durch das Gedränge in die Botschaft zu gelangen.

Eine Stunde standen wir nun wieder vor der Botschaft in bangem Erwarten. Ich bin Diabetikerin und hatte mir ein Brötchen und einen Apfel für mein Mittagmahl mitgenommen, das ich nun verzehrte. Rudolf fastete, wie übrigens alle anderen in der Warteschlange auch.

Nach der Mittagspause durften wir, die schon vor der Mittagspause in der Botschaft waren und ‚unerledigt‘ wieder heraus mussten, als erste zur Pforte treten. Doch es drängten sich allerlei andere Personen – allerdings keine Deutschen aus der Warteschlange – die ohne Reihe in die Botschaft hineinwollten, vor mich hin, in der Hoffnung dass ich alte Frau sie nicht abwehren könnte. Ein sehr großer, massiver junger Mann platzierte sich direkt vor mir und der Pforte. Ich alte Frau konnte weder von der einen, noch von der anderen Seite hinter seinem Rücken hervorschauen. Rudolf durfte sich nicht mokieren, damit der Milizionär ihn nicht verhaften würde.

Da halfen mir meine Kenntnisse der deutschen Sprache. Als der Diensthabende der Botschaft die Pforte einen Spalt weit öffnete, um die fällige Person einzulassen, rief ich hinter dem breiten Rücken des Mannes laut hervor: „Bitte, jetzt ist die Reihe an mir, aber ich habe nicht die Kraft, den jungen Mann vor mir wegzuschieben, der sich ohne in der Reihe gestanden zu haben, vor mir aufgepflanzt

hat.“ Der Diensthabende rief den russischen Milizionär, der das ‚Hindernis‘ vor mir beseitigte, sodass Rudolf und ich in die Botschaft gehen konnten, um dort unsere Anträge abzugeben.

Als mein Sohn und ich in das Zimmer des Sachbearbeiters kamen und dieser die Mappe mit meinen Unterlagen aufschlug, fielen ihm sofort die Belobigungsurkunden von der Redaktion der Zeitung ‚Neues Leben‘ auf, die ich für zehn und zwanzig Jahre aktive ehrenamtliche Mitarbeit und Verbreitung der deutschsprachigen Zeitung erhalten hatte. „Solche Menschen nehmen wir gerne, die ihre deutsche Muttersprache gepflegt haben“, sagte er und versprach baldige Erledigung meines Antrags. Auch Rudolf gab hier seine Unterlagen ab.

Nun warteten wir auf die Entscheidung des Bundesverwaltungsamts. „Wir sitzen auf den Koffern“, pflegte man zu sagen. Das war eine aufgeregte Zeit voller Nervosität und Bangen.

Nach sieben Monaten Wartezeit kam im Juni 1991 mein Aufnahmebescheid aus Deutschland. Mit dem Aufnahmebescheid musste man in der lokalen OWIR-Abteilung für Visum und Registrierung der Ein- und Ausreisenden vorsprechen, um ein Formular für den Reisepass und schließlich die Genehmigung Russlands für eine Ausreise zu bekommen.

Doch die bekamen wir nicht. Die OWIR-Beamtin sagte uns: „Das Abkommen der Regierung Deutschlands mit der Regierung Russlands von 1972 bezieht sich auf die Familienzusammenführung. Sie, Frau Bender, haben keine Verwandten ersten Grades in Deutschland, und wir geben Ihnen keine Erlaubnis zur Auswanderung ...!“

Wir, mein Sohn und ich, hatten zu dieser Zeit schon viele Bekannte und ehemalige Kollegen, die nach Deutschland ausgewandert waren. So telefonierte Rudolf mit Alexander Heinze in Hamburg und bat ihn, uns zu einer Besuchsreise einzuladen.

Er schickte uns diese Einladung sofort, doch gingen weitere zwei Monate ins Land, bis wir sie in unseren Händen hatten und in der OWIR-Behörde die Erlaubnis für eine Besuchsreise nach Deutschland beantragen konnten. Endlich bekamen wir unsere Reisepässe,

mit denen wir erneut nach Moskau in die Botschaft Deutschlands mussten, um das Visum im Pass eintragen zu lassen. Wieder standen wir um fünf Uhr früh bei schmutzigem Wetter in einer vier- bis fünfhundertköpfigen Warteschlange, ohne die Möglichkeit, sich zu setzen oder für einige Minuten die Reihe zu verlassen. Zwölf Stunden eng gedrängt stehen, ohne zu trinken, ohne die Toilette aufzusuchen. Einmal aus dieser gedrängten tausendköpfigen Menschenmasse herausgegangen, konnte man sich bei allem Kraftaufwand nicht wieder in seine Reihe hineinzwängen. Um 16 Uhr 30 des ersten Wartetages, nachdem die Botschaftsmitarbeiter Feierabend gemacht hatten, waren ich und Rudolf die Nummer 26 und 27 in der Warteschlange geblieben. Hinter uns erneut eine 600–700köpfige Menschenschlange. Gut, dass wir bei Rudolfs Freund Quartier hatten, wo ich mich in einem normalen Bett die Nacht über erholen konnte.

Am nächsten Morgen wieder mit dem ersten U-Bahnzug um fünf Uhr zur Botschaft, um an unseren Platz in der Wartereihe zu kommen.

Als der ‚Torwart‘ der Botschaft um 9 Uhr die Pforte zum Territorium der Botschaft öffnete und die erste Gruppe von 20 Personen einließ, drängte die Menschenmenge hinter mir so stark an, dass ich aus der Reihe herausgedrückt wurde und nur einen Schritt vor dem russischen Milizionär zum Stehen kam. Dieser stieß mir mit der Faust mit aller Wucht gegen die linke Schulter. „Zurück!“, brüllte er mich alte Frau an. Ich kam durch den Stoß zum Glück nicht zu Fall, da hinter mir die hundertköpfige Menge drängte. Doch mir kam das Weinen. „Ja, eine alte Frau kann man stoßen, schlagen. Das sind wir gewohnt, dass man uns hier mit Füßen tritt, schon viele Jahre lang“, sagte ich auf Deutsch. Der deutsche Beamte am Tor öffnete daraufhin extra für mich allein die Pforte, die mir damals wie eine Pforte zum Himmelreich vorkam. Rudolf durfte nicht mit. Ich war so aufgeregt, dass ich alle Geburtsdaten vergessen hatte, die ich im Formular einzutragen hatte, deshalb brauchte ich eine ganze Stunde, um die Formulare für die Besuchsreise auszufüllen und am Schalter abzu-

geben. Am nächsten Tag um 14:00 Uhr konnten wir, ganz ohne uns in eine Reihe anzustellen, unsere Reisepässe mit dem Visum abholen.

...

Um 6:00 Uhr früh am 26. November 1991 wurde unsere Ankunft im Übergangslager Friedland registriert und wir in einer der Baracken untergebracht. Das Zimmer hatte fünf zweistöckige Betten, genau passend für alle Personen unserer zwei Familien Bender und Malyshew. So lebten wir hier acht Tage vom 26.11. bis 3.12. Jeden Tag hatten wir in den verschiedenen Ämtern unsere Anmeldungen zu erledigen: Arbeitsamt, Sozialamt, DRK, hier wurden wir eingetragen, falls jemand von den Verwandten uns suchen würde. Wir bekamen kleine Begrüßungsgeschenke für jede Person, und unsere Kinder waren entzückt von den neuen Tischspielen und den Anoraks.

Tagsüber waren wir Erwachsenen in den Ämtern beschäftigt, aber jeden Abend gingen wir in dem kleinen Städtchen spazieren, bewunderten die Ordnung, die sauberen und gut gepflasterten Straßen. Auch in die Kirche gingen Rudolf und ich, frei und ohne das jahrelange Bangen bespitzelt zu werden.

Erleichtert atmeten wir auf: Wir hatten es geschafft. Wir waren in Deutschland angekommen, waren jetzt Deutsche unter Deutschen! Jetzt würde niemand mehr uns unserer Volkszugehörigkeit wegen beschimpfen, und unseren Kindern und Enkeln würden diese Erniedrigungen erspart bleiben.

Vor 225 Jahren waren unsere Vorfahren auf Einladung der Zarin Russlands an die untere Wolga gekommen, nicht auf Abenteuersuche, sondern die Not hatte sie getrieben, ein besseres Leben für sich und ihre Nachkommen aufzubauen. Jetzt waren wir, die siebte, achte und neunte Generation jener Auswanderer zurückgekehrt, unse-

ren Kindern und Enkeln, unseren Nachkommen eine Heimat zu geben, in der sie sich wohlfühlen konnten, nicht verstoßen sein würden, in der sie ohne Minderwertigkeitsgefühl würden leben und arbeiten können.

Am nächsten Morgen, den 4. Dezember, würden wir mit dem Zug nach Hamburg fahren, in die Stadt, in der unsere neue Heimat sein würde. Zum Abschied vom Aufnahmelager gingen wir alle zusammen, Rudolf mit seiner Frau Ljudmila und den Kindern Artjom und Juri und ich nach dem Abendbrot noch einmal die Straße entlang zur Friedlandglocke in der Nähe der Einfahrt zur Stadt, zu der Glocke, die alle Heimkehrer mit klangvollem Läuten begrüßte. Wir gingen auch noch einmal zu dem Hügel hinauf, auf dem vier hohe Säulen an die Tausende von Deutschen erinnern, die nie mehr heimkehren würden. Wir hatten es geschafft. Von nun waren wir Bürger dieses Landes, eines uns unbekanntes, ungewohnten Landes, in das wir uns einleben mussten und wollten. Es würde Zeit brauchen. Würden wir das leisten können? Es würde sicher nicht leicht werden, aber wir wollten uns bemühen.

Ein kühler Dezemberabend umhüllte die Stadt mit Dunkel. Es war Zeit, zur Baracke zurückzukehren. Nach wenigen Schritten blieben wir wie angewurzelt stehen, waren überrascht von einer für uns ungewöhnlichen Erscheinung: Alle Sträucher und Bäume, die am Tag zuvor noch herbstlich blätterlos gestanden hatten, wurden mit einem Schlag von vielen kleinen Lichtern erhellt. Tausende kleine Sternchen leuchteten von den Zweigen der Bäume, erhellten die Straßen, unseren Pfad.